

Vom Objekt zur Interaktion und zurück: eine Diskussion mit Madeleine Akrich, Antoine Hennion und Vololona Rabeharisoa (Centre de Sociologie de l'Innovation, Paris); moderiert durch Lorenza Mondada

Akrich, Madeleine

Veröffentlichungsversion / Published Version

Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Akrich, M. (2004). Vom Objekt zur Interaktion und zurück: eine Diskussion mit Madeleine Akrich, Antoine Hennion und Vololona Rabeharisoa (Centre de Sociologie de l'Innovation, Paris); moderiert durch Lorenza Mondada. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 5(2), 239-271. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-279433>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Madeleine Akrich

Vom Objekt zur Interaktion und zurück.

Eine Diskussion mit Madeleine Akrich, Antoine Hennion und Vololona Rabeharisoa (Centre de Sociologie de l'Innovation, Paris) – moderiert durch Lorenza Mondada

From objects to interactions and back.

A discussion with Madeleine Akrich, Antoine Hennion and Vololona Rabeharisoa (CSI) – moderated by Lorenza Mondada

Zusammenfassung

Das *Centre de Sociologie de l'Innovation* (CSI) der *Ecole des Mines* in Paris ist eine Hochburg der Wissenschaftssoziologie, an der die Arbeiten von Bruno Latour und Michel Callon erstellt wurden. Deren Untersuchungen haben eine Reihe von Analysen der wissenschaftlichen Praktiken ausgelöst, die manchmal – vor allem in der angelsächsischen Literatur – unter dem Begriff „*Actor-Network-Theory*“ (ANT) zusammengefasst werden. Dieser fundamentale Beitrag zur Wissenschaftssoziologie zeichnet sich aus durch eine gesteigerte Aufmerksamkeit sowohl gegenüber den Praktiken der Wissenschaftler, der „*science in action*“, den Objekten, den Artefakten und den technischen Vorrichtungen als auch gegenüber den Netzwerken, in denen sich Menschen und Nicht-Menschen zusammenfügen und im Umlauf sind.

Eine Gruppe von Forschern des CSI, Madeleine Akrich, Antoine Hennion und Vololona Rabeharisoa, hat freundlicherweise eingewilligt, im folgenden Text sehr frei über die Thematik des vorliegenden ZBBS-Heftes und über die Art und Weise zu diskutieren, in der sie sich in ihren Forschungsfeldern und in ihren Arbeiten gegenüber den Fragen positionieren, die durch die Berücksichtigung der sozialen Interaktionen in wissenschaftlichen Arbeitsvollzügen aufgeworfen werden.

Abstract

The *Centre de Sociologie de l'Innovation* (CSI) of the *Ecole de Mines* in Paris is a stronghold of sociology of science, where the research projects and publications of Bruno Latour and Michel Callon have been pursued and produced. These publications have elicited a whole series of empirical research projects on scientific practices, which are sometimes – especially in the Anglo-Saxon literature – put together under, and depicted by, the label “*Actor-Network-Theory*” (ANT). This fundamental contribution to the sociology of science is characterized by a heightened attentiveness toward the practices of scientists, the activities of “*science in action*”, the objects, the artefacts and the technical devices as well as toward the networks, within which humans and non-humans are clustered together and brought into circulation.

In the following text a group of researchers of CSI, Madeleine Akrich, Antoine Hennion and Vololona Rabeharisoa, agreed to discuss the central topic of the present issue of ZBBS under a very broad and open scope. They addressed the alternative possibilities of taking position regarding questions of social interaction and scientific work in their various substantive research fields and in their publications.

Schlagwörter: Wissenschaft im Arbeitsvollzug; technische Vorrichtungen; Handelnder-Netzwerk-Theorie; interaktionistische Kommunikationsstudien; ethnomethodologische Arbeitsstudien; Verkörperung vs. Versprachlichung

Keywords: science in action; technical device; Actor-Network-Theory (ANT); interactionistic analysis of scientific communication; ethnomethodological studies of scientific work; embodiment vs. discourse

Vorbemerkung

Das *Centre de Sociologie de l'Innovation* (CSI) der *Ecole des Mines* in Paris ist eine Hochburg der Wissenschaftssoziologie, an der die Arbeiten von Bruno Latour und Michel Callon erstellt wurden. Deren Untersuchungen haben eine Reihe von Analysen der wissenschaftlichen Praktiken ausgelöst, die manchmal – vor allem in der angelsächsischen Literatur – unter dem Begriff „Actor-Network-Theory“ (ANT) zusammengefasst werden. Dieser fundamentale Beitrag zur Wissenschaftssoziologie zeichnet sich aus durch eine gesteigerte Aufmerksamkeit sowohl gegenüber den Praktiken der Wissenschaftler, der „science in action“, den Objekten, den Artefakten und den technischen Vorrichtungen als auch gegenüber den Netzwerken, in denen sich Menschen und Nicht-Menschen zusammenfügen und im Umlauf sind.

Eine Gruppe von Forschern des CSI, Madeleine Akrich (vgl. Akrich 1992; Akrich/Berg (im Druck); Akrich/Dodier 1995; Akrich/Pasveer 1996), Antoine Hennion (vgl. Hennion 1993; Hennion/Gomart/Maisonnette 2000; Fauquet/Hennion 2000) und Vololona Rabeharisoa (vgl. Rabeharisoa 1997; Rabeharisoa/Callon 2003; Rabeharisoa/Callon 1999; Callon/Méadel/Rabeharisoa 2000) hat freundlicherweise eingewilligt, im folgenden Text sehr frei über die Thematik des vorliegenden ZBBS-Heftes und über die Art und Weise zu diskutieren, in der sie sich in ihren Forschungsfeldern und in ihren Arbeiten gegenüber den Fragen positionieren, die durch die Berücksichtigung der sozialen Interaktionen in wissenschaftlichen Arbeitsvollzügen aufgeworfen werden.

Dieser Text ist eine Mischform aus mehreren Interaktionen – face-to-face und aus der Entfernung, mündlich und schriftlich – zwischen den vier Forschern, die in ihm zu Wort kommen. Er ist *keine* genaue Niederschrift der Diskussion, welche am 21. Juli 2003 im Büro von Madeleine Akrich stattgefunden hat – obwohl die Diskussion auf Mini-Disk aufgenommen und anschließend von Lorenza Mondada transkribiert worden ist, die gleich darauf die mündliche Version überarbeitet hat, um daraus sodann eine schriftliche zu erstellen. Dies hat schließlich zu einer Neubearbeitung durch die Forscher des CSI geführt, zu ergänzenden Anmerkungen und Literaturhinweisen, zu Nebendiskussionen, zur Lektüre durch andere Mitglieder, unter anderem auch durch Bruno Latour. Obschon dieser Text bestimmten Sprechern zugeschrieben werden kann, ist er in einer Polyphonie entstanden, die eine gewisse Anzahl von spezifischen Besonderheiten des Schreibstils der jeweiligen Autoren aufgelöst hat. Wenn man bedenkt, dass die Form und der Sinn der Diskursobjekte von den Äußerungssystemen abhängt, innerhalb derer sie hergestellt wurden, wird man sich einig sein können, dass das Endergebnis eine völlig neue Positionierung derjenigen Mitglieder des CSI ist, die akzeptiert haben, sich über die angesprochenen Problematiken zu äußern.

1. Interdisziplinäre und theoretische Stellungnahmen. Über die Rolle der Interaktion und die Rolle der Gegenstände

L. Mondada: Wenn man Ihre Arbeiten liest, ist man überrascht zu sehen, dass einerseits die interaktiven Praktiken der Akteure in den Analysen sorgfältig berücksichtigt wurden und sehr präsent sind, aber dass andererseits die Interaktion nicht ein Begriff oder ein Eintrag zu sein scheint, der Sie wirklich interessiert – im Gegensatz zu anderen, häufiger verwendeten Konzepten, wie z.B. „Übersetzung“ („*traduction*“), „Netzwerk“ („*réseau*“), „Vermittlung“ („*médiation*“), „Bindung“ („*attachement*“), etc. Wenn man versuchen sollte, das Interesse der heute übereinstimmend so genannten ANT oder, um genauer zu sein, der Forscher des CSI für die Interaktion einzuordnen, was würden Sie sagen?

V. Rabeharisoa: Ich gehöre eher der zweiten Generation der CSI-Forscher an. Ich glaube zum Beispiel nicht, dass ich mich der klassischen Arbeiten der Wissenschaftssoziologie wie eines Analysewerkzeugs bediene, sondern eher wie eines Blickes auf die Dinge, wie eines Zugangspunktes im Forschungsfeld. Es gibt zudem bei uns eine Art von gemeinsamer Entwicklung, die bewirkt, dass wir uns immer mehr für die Art interessieren, wie die Individuen, die Themen, die Personen konstituiert werden, und dort taucht die Interaktion auf sehr explizite Art wieder auf – und zwar konkret in den Gegenstandsfeldern, die ich untersuche. Zum Beispiel arbeite ich zur Zeit an Besprechungen in der Psychiatrie, in denen Psychiater und Genetiker zusammen Krankengeschichten autistischer Kinder betrachten. Eine Sache, die mich aus der Fassung bringt und zugleich fasziniert, spielt sich in den Interaktionen während der Meetings, der Versammlungen, der Sprechstunden mit den Familien ab: Problematische oder neue Dinge zeigen sich tatsächlich auch jenseits der eigentlichen wissenschaftlichen und professionellen Arbeitsvollzüge, d.h. in der in Anführungsstrichen gesetzten dezidiert „sozialen“ Interaktion: nämlich in der Art, wie sich Konflikte ausdrücken oder wie die einen die anderen in Bezug auf ihren Beruf, ihre Abteilung, ihr Fachgebiet positionieren. Wenn ich sage, dass mich das aus der Fassung bringt, dann liegt das daran, dass ich trotz allem zwischen der Versuchung einerseits stehe, mich vollkommen in diese interaktionistische Analyse zu vertiefen, die mir extrem produktiv erscheint – als genaue Betrachtung des Ortes, an dem die lokalen Kategorien der Akteure auftauchen –, und andererseits der bange Frage, was eine solche Vertiefung in die Interaktion für meine erkenntnisleitenden Hypothesen, die ich für mich selbst beim Gang in das Forschungsfeld formuliert habe, an Infragestellung ihrer grundlegenden Voraussetzungen bedeuten würde. Denn als ich in diesem Forschungsfeld dann richtig angekommen war, war das, was mich interessierte, – so muss ich gestehen – dann doch wieder „nur“ die eventuelle (Re-)Konstituierung der Kategorie „autistisch“, also letztendlich eine Reihe von relativ üblichen Fragen im Bezugsrahmen der ANT.

M. Akrich: Für mich gibt es mehrere Verstehensniveaus dessen, was die Interaktion ist, und diese Niveaus sind mit dem Platz verbunden, den die technischen Vorrichtungen (*les dispositifs techniques*) in der Problematisierung und der Analyse innehaben. Es gibt ein erstes, sehr allgemeines Niveau, relativ distanziert vom Interaktionismus, das daraus besteht, sich zu sagen, dass das, was

man sich in der Wissenschafts- und Techniksoziologie zu beschreiben vornimmt, durchaus die Interaktion ist, aber nicht im Goffmanschen Sinne. Wenn man sich für die Innovatoren interessiert – was der Ausgangspunkt unserer Untersuchungen über die Techniken war – und wenn man sie bittet zu beschreiben, was sie gerade tun oder warum sie diese oder jene Vorrichtung entwickelt und hergestellt haben, sprechen sie durchaus von einer gewissen Anzahl von Interaktionen, deren Realisierung sie sich wünschen: nämlich von Interaktionen zwischen den technischen Vorrichtungen und ihren Nutzern im allgemeinen Sinne, zwischen den Vorrichtungen und ihrem Umfeld sowie zwischen den verschiedenen mit einbezogenen Akteuren. Die Gesamtheit dieser Interaktionen muss so geregelt werden, dass sie die für die Entwicklung und den Gebrauch der technischen Vorrichtung passenden Bedingungen des sozialen, technischen, ökonomischen Lebens absichert. Ein großer Teil der Arbeit der Entwickler lässt sich als ein Versuch beschreiben, durch technische und organisatorische Entscheidungen den Ablauf dieser Interaktionen zu stabilisieren, indem sie eine gewisse Anzahl an Hypothesen aufstellen über das, was auf das Umfeld oder auf die Akteure mit Recht übertragen werden könne, da es bereits durch andere Vorrichtungen, Erziehung, Wirtschaft, Recht, etc. etabliert und stabilisiert wurde. Das Interaktionsvokabular in dieser Sichtweise zu benutzen, bedeutet zu versuchen, von dieser doppelten Arbeit der Herstellung und Zusammensetzung der technischen Vorrichtungen einerseits und der sozialen Beziehungen andererseits zu berichten – der Beziehungen, die die technischen Vorrichtungen zulassen und die es letzteren wiederum auch umgekehrt erlauben zu existieren. Eine solche distanzierte Betrachtung von Interaktion bedeutet auch, die mögliche Unsicherheit dieser sozio-technischen Zusammenstellungen zu betonen, die Notwendigkeit ihrer permanenten Wiederausführung und die Bedeutung anderer Akteure als der Innovatoren für ihre Definition und ihr Fortbestehen, d.h. der Benutzer, der Techniker usw. – Wenn man sich also an die Innovationsanalyse hält, wird die Interaktion dort ein bisschen entgegengesetzt betrachtet zu dem, was die Interaktionisten interessiert: Es ist nicht die wirkliche, ins hic et nunc eingeschriebene Interaktion in ihrer möglichen Vielfalt; statt dessen ist das Problem des Innovators eher, diese wirklichen Interaktionen einzurahmen, so dass sie das projizierte sozio-technische Gefüge nicht in Gefahr bringen. Das Problem des Soziologen ist es dagegen, diejenigen Operationen – also die Herstellung von Kenntnissen über den „Kontext“, die technischen Entscheidungen – in den Vordergrund zu stellen, durch die es mehr oder weniger zu diesen Rahmen kommt. Aber nichts hindert nun natürlich daran, dass sich im Inneren dieses Rahmens alle Formen von Einfallsreichtum entfalten, die man sich wünscht, dass sich eine gewisse Vielfalt zeigt – denn es ist ja gerade durch die Rahmensetzung sichergestellt, dass diese Äußerungen präzise auf ein zu spezifizierendes „hier und jetzt“ beschränkt bleiben und nicht über den vorhergesehenen Rahmen hinausgehen. Wenn man nun die technischen Vorrichtungen in dieser konstruktions-analytischen Sichtweise betrachtet und wenn man schaut, was mit ihren Benutzern passiert, wird in einer solchen Betrachtungsperspektive eine besondere Beobachtungsweise bevorzugt: nämlich dass man denjenigen Verbindungen folgt, die von den Innovatoren beabsichtigt wurden und die in der Konfrontation mit dem Benutzungskontext auf die Probe gestellt werden. Die beobachteten Interaktionen produzieren dann eine Definition dessen, was die Vorrichtung in der Situation ist, sowie eine Definition ihres Kontextes, die mit der von den Innovatoren produzierten Definition übereinstimmt oder gerade auch

nicht. Es stellt sich also die Forschungsaufgabe herauszubekommen, ob die Beschreibung der Welt es so, wie sie von den Entwicklern hergestellt wurde, schafft, wirksam zu sein, Form anzunehmen, ob sie – entlang genau begrenzter technisch-ökonomischer Netzwerke – eine ausreichende Beschreibung der Realität hervorzubringen und in die Tat umzusetzen in der Lage ist. Dabei sind auch gerade diejenigen Interaktionen, die früher oder später mit dem von den Entwicklern vorgesehenen Szenario in Konflikt geraten, für die Analyse essentiell relevant.

In dieser Hinsicht erinnere ich mich an einen Konflikt in meinem ersten Forschungsfeld (vgl. Akrich 1986) – bezüglich der alternativen Energien in Afrika – zwischen einer Sozialanthropologin und zwei Ingenieuren, die beide mit der Anbringung von diversen photovoltaischen Vorrichtungen beschäftigt waren. Diese Sozialanthropologin sah in der Installierung einer Pumpe einen Gegenstand, um den herum sich der generelle soziale Konflikt erneut abspielen könnte, der zwischen den Senufo, sesshaft, und den Peul, teilweise Nomaden, vermutet wurde; um diesen Konflikt auszuloten, versuchte sie, neben anderen Dingen, die Ingenieure mit den Bewertungen zu konfrontieren, die jede der beiden Gruppen von ihrem Vieh und dem der anderen vornahm. Diese Bewertungen hatte sie anhand von Interviews gesammelt, die am Wohnort der Befragten stattfanden. Die Ingenieure machten sich über diese Bewertungen lustig und gaben sich, nachdem sie die Wartung der Pumpe für die absehbare Zukunft abgesichert hatten, damit zufrieden, sich einen Tag lang in unweiter Entfernung der Pumpe zu postieren, um zu beobachten, was dort passierte, und um zu zählen, wie viele Tiere dort wirklich vorbeikamen, um zu trinken. In gewissem Sinn bleibt auch der Innovationssoziologe bzw. die Innovationssoziologin vor allem bei dieser Einstellung: Solange keine Interaktionen auftauchen, in denen Pumpe, Senufo und Peul in einen Konflikt verwickelt wären und die das vorgesehene Szenario durcheinander brächten – eine funktionierende Pumpe, trinkende Herden, Ingenieure, die sich alle sechs Monate um die technische Wartung kümmern –, gibt es auch für ihn oder sie keinen Grund dafür, in der Beobachtung und der Analyse weiterzugehen: Man wird sich in der Innovationssoziologie nicht von vornherein für die Herrschaftskonflikte transportierenden Interaktionen zwischen Senufo und Peul an der Tränke interessieren, für die kleinen Strategien der einen oder der anderen, um das Problem der Rangordnungen zu regeln, und noch weniger dafür, was im Dorf oder im Lager über die Pumpe, die Herden, etc. gesagt wird, ohne dass ein Ereignis vorliegt, das diese Interaktionen relevant macht, z.B. eine Beschädigung der Pumpe, ein Austrocknen des Brunnens, ein Angriff auf die Ingenieure. Mit anderen Worten, der Beobachter bildet im selben Vollzug seiner Aufmerksamkeitsausrichtung die Interaktionskonfiguration und ihren Kontext, ihren Zugehörigkeits„ort“: Weil die offensichtlich konfliktuösen Interaktionen zwischen Senufo und Peul um die Pumpe herum nur schwach mit der Pumpe selbst, einem einfachen Bedingungskontext ihres Handelns, aber viel stärker mit anderen Räumen verbunden zu sein scheinen, verschwinden sie in der Aufmerksamkeit des Innovationssoziologen vom Schauplatz.

Das zweite Niveau des Verständnisses betrifft das, was Volo sagte, und ist näher an dem, was die Interaktionisten machen: Wir betrachten im Bezugsrahmen von Handlungen die Herstellung von Wissensbeständen, Erfahrungen, Beziehungen. In dieser Betrachtungsweise und konkret im Bezugsfeld dieser Gegenstandskontexte werden die technischen Vorrichtungen nicht so sehr in Hinsicht auf ihre Herkunft und ihre Veränderung befragt, sondern in erster Linie in das spezifische handlungsanalytische Beobachtungsbild eingefügt. Wir tun das so-

gar auf prägnantere Art, als das im Bezugsrahmen und Beobachtungsbild vieler Interaktionisten geschieht. Wenn man einmal, dank der vorhergehenden Analysen, eine Art Kontinuität zwischen den technischen Vorrichtungen und den sozialen Vorrichtungen etabliert hat, wird offensichtlich, dass die Liste der Entitäten, die an der Interaktion teilnehmen, offen ist: sie beinhaltet eine gewisse Anzahl von technischen und sozialen Vorrichtungen, und zwar das nicht einfach nur als Stützen oder Orientierungspunkte für die Aktion, sondern als tatsächliche Teilnehmer an der Interaktion. In diesem Rahmen sind die Fragen, die wir uns heute stellen, ziemlich radikal anders als die Fragen, die uns zuvor beschäftigten: Nicht mehr die Vorrichtungen werden in den Mittelpunkt gestellt, sondern Fragen wie „Was sind die moralischen Einsätze „in Aktion“, die sich in der verkörperten („embodied“) Handlung einer Ultraschall-Untersuchung ergeben?“ oder „Wie gibt man die subjektive Erfahrung der Geburt in diversen Formen wieder?“. Im ersten Fall nähert man sich sehr dem interaktionistischen Rahmen. Im zweiten Fall wäre die Entsprechung ohne Zweifel eher auf Seiten der Ethnomethodologie, aber man könnte auch sagen auf Seiten der Semiotik, da das Material aus Berichten, Interviews und Erzählungen besteht: Das Erkenntnisziel dann besteht ja darin, zu zeigen, wie sich durch den Bericht Gegenstände, Kategorien und Akteure konstituieren, ohne die textuell vorhandenen Entitäten im Bericht sofort auf externe eindeutige Referenten zu beziehen und zu beschränken.

Neben diesen beiden Arten, die Interaktion im Betrachtungsrahmen der Analyse ihrer Beziehung zu den technischen Vorrichtungen zu sehen, gibt es andere Strömungen, die sich verschiedenen Untersuchungsgegenständen gewidmet haben. Wenn man sich, wie Suchman, Conein, Dodier, Boullier (vgl. Boullier/Charlier 1997; Boullier/Legrand 1992; Joseph/Boullier et. alii. 1994; Conein 1997; Conein/Jacopin 1993; Dodier 1995; Suchman 1987) und viele andere, mehr für die Handlungen interessiert, in denen technische Vorrichtungen eingesetzt werden, spezifiziert sich die Interaktion auf methodologischer und auf theoretischer Ebene zugleich, da es sich dann ja gerade darum dreht zu zeigen, wie Kognition, Intention, Aktion zwischen technischen Vorrichtungen und menschlichen Akteuren verteilt werden, die selbst teilweise in der Interaktion neu bzw. anders in Beziehung gebracht und konfiguriert werden. Dort kommen wir an den Überschneidungspunkt, der in der Kooperation zwischen dem Ansatz der Techniksoziologie und dem der Ethnomethodologie fruchtbar gemacht werden kann.

Es gibt noch eine andere Art, sich für die technischen Vorrichtungen innerhalb von Interaktionen zu interessieren, die dem entspricht, was man als Soziologie der Technikbenutzung im Alltag bezeichnen könnte. Die methodologischen Umrisse sind hier verschwommener als im vorherigen Fall. Aber was die Analytiker dort vor allem interessiert, ist die Art, wie durch die Benutzung bestimmter Vorrichtungen soziale Beziehungen neu verhandelt werden. Kaufman (vgl. Kaufman 1997a, 1997b) ist hier ein gutes Beispiel: Er versucht, die Paarbeziehungen, die Beziehungen der Geschlechter und die familiären Beziehungen über die Interaktionen der Menschen mit den Haushaltsgeräten oder über die Interaktionen zwischen Menschen bezüglich dieser Geräte zu lesen. Wenn die Vorrichtungen in seiner Analyse zwar ein wenig wie ein Vorwand erhalten müssen – er interessiert sich nicht so sehr für die Art, wie die technischen Vorrichtungen in diesen Interaktionen näher bestimmt oder neu definiert werden – nimmt er unterdessen dennoch nicht die Existenz einer vorher festgelegten Ordnung an, die die Formen des Gebrauchs der Vorrichtungen ein für alle Mal determinieren und erklären würde, sondern er versucht statt dessen zu zeigen,

wie sich die sozialen Beziehungen und damit auch die Beziehungen zu den Geräten aufbauen zwischen Reproduktion und Neuerfindung – und zwar das mit ihrem Gefolge an potentiellen Konflikten.

A. Hennion: Die vorgeschlagene Aufgabe für dieses Gespräch ist ein wenig kompliziert, weil sie uns dazu bringt, uns Fragen zu stellen über zwei Typen von Übereinstimmung bzw. Nicht-Übereinstimmung, die ganz verschieden sind und von denen keiner selbstverständlich ist: Die der ANT mit dem Interaktionismus und die von uns selbst mit der ANT. Die erste entspringt theoretischen Debatten, die zweite betrifft mehr Fragen von „Schule“ oder Sekte, also das Gefühl der Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einer Strömung. Die Dinge sind sogar noch komplizierter als das, da der Blick auf die ANT im angelsächsischen Bereich nicht derselbe ist wie im französischen, weder bei der ersten noch bei der zweiten Generation der Forscher des CSI. Zudem ist es wichtig, zwischen Interaktionismus und Ethnomethodologie zu unterscheiden, die in vielerlei Hinsicht gänzlich verschieden sind und die wir, in Bezug auf unsere eigenen Arbeiten, überhaupt nicht an der selben Stelle einordnen. Man muss den radikalen Bruch, der von der Ethnomethodologie in die Soziologie eingeführt wurde, ernst nehmen. Wenn die Soziologie sich erst einmal ganz zur Seite der Reflexivität neigt, wird sie radikal anders. In Hinblick auf diese Frage, auf die Ablehnung der „epistemologischen Trennung zwischen Subjekt und Objekt“ und auf die Notwendigkeit, in der empirischen Analyse über die Berichte und In-Rechnung-Stellungen der Akteure selber zu gehen, sind wir ganz klar auf der Seite der Ethnomethodologie – und zwar das im Bruch mit den positivistischen oder kritischen Soziologien, die damit fortfahren, das Repertoire der möglichen Gründe für die betrachteten Handlungen aus eigener theoretischer Machtvollkommenheit selbst zu bestimmen. Im Hinblick auf Goffman ist es ganz das Gegenteil: Goffman ist für uns nicht so sehr als ein theoretisches Modell interessant, sondern eher, selbst wenn er im Großen und Ganzen ein traditioneller Soziologe bleibt, als ein Typus des Schreibens und ein Typus der gesteigerten Aufmerksamkeit – er ist als Soziologe in Aktion (eher als der Interaktion) interessant, er ist fähig, die Bedeutung einer Begegnung von zwei Personen auf der Straße, die Bedeutung eines Augenzwinkerns, den Reichtum der Bedeutung von kleinsten Begebenheiten im öffentlichen Raum zu sehen. In seinem von der Primatologie inspirierten Artikel hat Bruno Latour Spaß daran, den Interaktionismus als ein Modell zu karikieren, demzufolge man ohne Unterlass die soziale Bindung (vgl. Strum/Latour 1987) wieder herstellen müsse. Das Bild, was Latour von Interaktionisten zeichnet, ist ein bisschen der Goffman-Soziologe der Post-Shoa, der traumatisiert ist, der glaubt, dass sich die Menschen nur begegnen, um sich anzugreifen, was dann bewirkt, dass man sich ständig wechselseitig beobachtet und ein ganzes System von Verschlüsselungen und Ritualen auf die Beine stellt, um zu versuchen, den Frieden zu sichern. Dem stellt Latour ein anderes Modell gegenüber, demzufolge es eine Menge von nicht-interaktionistischen Vorrichtungen gibt, die es ermöglichen, den Konflikt zu verhindern, da die Welt gerade deshalb hält, weil sie nicht allein in den Interaktionen verteilt ist und vollzogen wird, sondern auch und vor allem in den Orten, den Gegenständen, den Vorrichtungen verteilt und präsent ist – also den Gebilden, die nicht permanent reaktiviert werden müssen.

L. Mondada: Ein Ethnomethodologe würde darauf antworten, dass die fortwährende Verhandlung der sozialen Bindung ein Aspekt ist, den man während der Analyse der Kategorisierungsarbeit der Akteure gerade im Hinblick auf deren Indexikalität und deren Plastizität betonen kann – zum Beispiel, indem man zeigt, wie die Autisten in den instabilen Kategorisierungen, die diverse Professionen von ihnen erstellen, beständig neu definiert werden. Zugleich können die praktischen und lokal situierten Vollbringungen genau die Stabilität und den offensichtlichen Charakter der Kategorien, der Situationen und der Objekte garantieren. Das hat Garfinkel sehr betont, indem er zeigte, dass sich die Akteure bei der Organisation ihrer alltäglichen Geschäfte an einer normalen, stabilen und sachbezogenen Welt orientieren.

A. Hennion: Das war mehr eine Kritik Latours an Goffman als an Garfinkel. Wenn man nun aber über die teilweisen Übereinstimmungen zwischen den genannten angelsächsischen Ansätzen und unserem auf den Ebenen der Theorien und Betrachtungsmodelle hinausgeht, dann sind es gerade die Fragestellungen, die den Unterschied ausmachen. Der wahre Unterschied zwischen den angelsächsischen Strömungen und den Sozialstudien der angewandten Wissenschaften am CSI bestand zunächst in den Fragestellungen: Letztere hinterfragten die Rolle der Objekte selbst, die Zuschreibung der Handlung zu den Dingen selbst; das In-Rechnung-Stellen der Art, wie sich uns die Objekte präsentieren, und das Sich-Klar-Werden über sie, die Art, wie die Kenntnisse, die Normen, die Werte in den unterschiedlichen technischen Vorrichtungen verteilt werden. Von diesem Standpunkt aus gesehen ist es normal, dass wir uns anfangs eher auf die Wissenschaft und die Technik konzentriert haben als auf den Geschmack oder die Medizin: Wenn es eine Stelle gibt, an der man die Frage nach den Objekten nicht aussparen kann, ist es die Wissenschaft. Dort war die Soziologie der Objekte am schwersten zu bewältigen – übrigens gab es vor dem CSI keine Wissenschaftssoziologie, es gab lediglich eine Soziologie der wissenschaftlichen Einrichtungen –; aber es war auch umgekehrt klar, dass, wenn einem die Soziologie der Objekte dort gelänge, man die Frage nach der Konstitution der Objekte zugleich auch für eine Menge anderer Bereiche regeln. – Der Unterschied zu den diversen alten oder neuen Strömungen der Soziologie tauchte damals noch nicht auf, er tauchte so lange nicht auf, wie die Fragestellung nach der Konstitution der Objekte gerade wegen des ungewöhnlichen Gegenstandsfeldes der Naturwissenschaften radikal und originell erschien. Der Unterschied wird nun in der Gegenwart relevant, da wir uns jetzt für gewöhnliche Objekte interessieren – für Objekte, um die sich die Soziologie bereits seit langem und traditionell gekümmert hat. Das Paradoxon ist auch, dass Latour und Callon just in dem Moment praktisch aufgehört hatten, sich für die Wissenschaften zu interessieren, als die Angelsachsen die ANT entdeckten und diese beiden französischen Autoren mit den social studies of science identifizierten. Es gibt also eine Verschiebung und Nicht-Deckung der Sichtweisen – und zwar das zwischen dem Bild des CSI in den USA und in England und der Realität unserer aktuellen Arbeiten (vgl. die Diskussion in: Law/Hassard 1999).

V. Rabeharisoa: Es stimmt, dass es diese Verschiebung und zunehmende Nicht-Deckung der Sichtweisen gab: nämlich zwischen dem Bild des Interaktionismus von der Interaktion und von uns als interaktionssensiblen Ansatz einerseits und der zentralen Rolle, die wir den Objekten gegeben haben, andererseits.

Aber gleichzeitig habe ich das Gefühl, dass die zweite Generation von uns auch die umgekehrte Kritik an uns sehr ernst genommen hat. Diese Kritik warf uns vor: Ihr seid Assoziationsisten (im Sinne von Beziehungsgeflecht-Theoretikern – Erg. der Hrsg.). Das heißt, dass wir angeblich über Personen ohne besondere Eigenschaften arbeiten würden – über Personen, die einfach nur in solche Beziehungsgeflechte verwickelt sind, die die technischen Vorrichtungen zu knüpfen erlauben. Unsere Berücksichtigung dieser Kritik hat eine weitere Entwicklung ermöglicht, denn wir können nun versuchen, an der Frage der spezifischen Qualifikationen der Personen zu arbeiten, denen spezifische Arbeitsverrichtungen im Bereich der Wissenschaften abgefordert werden. Wir betrachten nun den Gesichtspunkt, dass die Objekte eine zentrale Rolle in diesen Anforderungen an Neuqualifikation spielen, als feststehende Tatsache. Man hat also jetzt das Gefühl und die Selbsteinschätzung, sich der Interaktion nicht als Analysewerkzeug oder als Ordnungsrahmen zu nähern, sondern aus dem Bemühen um die rechte Zugangs- und Verständnismethode zur Aufdeckung der spezifischen Qualifikationen: Die Frage ist nunmehr, nachdem man diesen großen, sehr konstitutiven Umweg über die Objekte gemacht hat, wie man ernsthaft einem schwierigen und sehr reichen Gespräch zwischen einem Genetiker und einem Psychiater folgen kann, wenn diese über die Krankengeschichte eines Kindes diskutieren. Die Analyse solcher Situationen sagt etwas über die spezifischen Qualifikationen der handelnden Personen aus, die ich in den jeweiligen Anforderungsprofilen und deren Realisierung nur dort, in solchen interdisziplinären Gesprächen, so ausgeformt präsentiert sehen kann. Aber ich gehe dann nicht ins Detail der Analyse der verschiedenen Gebrauchsweisen des Sprechens in der Interaktion, denn trotz allem sind es die Fragen der Beschaffenheit der Krankheiten; deren natürlicher Ablaufgeschichte; der Art, wie sie in den Abteilungen, den Vorrichtungen, den Datenbanken der klinischen Fälle behandelt und angegangen werden, die mich interessiert.

L. Mondada: Eigentlich sind diese beiden Fragestellungen und Aufmerksamkeitsfesselungen nicht widersprüchlich. In der Ethnomethodologie und in der Konversationsanalyse versucht man zu zeigen, dass gerade das Detail des Sprechens, der mündlichen Sprache in der Interaktion es ermöglicht, die Konstituierung der Kategorien, der Patienten, der Krankheiten, der Probleme und der Weise, wie letztere in den Diagnose- und Behandlungsabteilungen behandelt werden, besser zu verstehen. Dies ist nicht nur – oder gerade weniger – möglich, indem man isolierte Fragmente von Interaktionen im Laufe der gewöhnlichen Besprechungen oder des Alltagsgeschehens des Krankenhauses analysiert, sondern auch und vielleicht sogar vor allem durch die Erstellung und Analyse von Korpora von über eine gewisse Länge hinweg aufgenommenen Interaktionen. Gerade in letzteren ist es möglich, die zunächst unmerklichen und dann sich immer mehr herauskristallisierenden Bewegungen, durch die sich die Kategorien verschieben oder festigen, am Werk bzw. in ihrer Entstehung selber zu sehen.

A. Hennion: Man kann die Veränderung der theoretischen Landschaft gerade dadurch erkennen, dass man das betont, was bei der Berücksichtigung der Konstitution der Objekte sozusagen dafür gesorgt hat, dass die traditionellen soziologischen Positionen ihre Gültigkeit verloren haben. Ich erinnere mich an die Debatte zwischen den Anhängern von Bourdieu und den Interaktionisten mit all ihren gegenseitigen Anschuldigungen, an den Determinismus der einen und

den Lokalismus der anderen und die Ablehnungen auf beiden Seiten, die das zur Folge hatte. Wir stehen eher in der Mitte: Jemand hat einmal gesagt, dass wir uns mit „generalisiertem Habitus“ beschäftigten. Das lässt sich so verstehen: Wir kämpfen weniger gegen die Determinismen an, als das wir sie multiplizieren; anstelle einfach einen einzelnen sozialen Determinismus herausgehoben und isoliert zu betrachten, wie er über dem Getümmel der sozialen Aktivitäten und Akteure schwebend, außer Reichweite der Akteure, wirksam wäre wie bei Bourdieu, denken wir, dass die Determinismen überall sind, verteilt in den Menschen sowie in den Nicht-Menschen, und dass sie ohne Unterlass die Handlungen wieder aufleben und mitbestimmen lassen können. Daher kommt das Wort „Bindung“ („attachement“) (vgl. Gomart/Hennion 1999), das besser als Determinismus (zu „kausalistisch“) oder Netzwerk (zu homogen und zu vage, zu sehr zu allem passend wie ein „Passe-Partout“-Bilderrahmen) diesen gleichzeitig einschränkenden und erzeugend-produktiven Charakter dessen ausdrückt, „was uns hält“. Alles in allem tragen wir in unseren Körpern, in den Objekten, in den Vorrichtungen eine ganze sedimentierte Vergangenheit – und zwar das nicht wie eine externe Ursache, sondern wie die Gesamtheit dessen, was uns bindet, was auch die Dinge beinhaltet, die in der Interaktion nicht zur Sprache gebracht oder in Frage gestellt werden, sondern die in der Interaktion auftauchen und die als Dreh- und Angelpunkt oder als Anstoßkraft in ihr dienen, auch wenn sie nicht aus ihr entstanden sind. – Angesichts der letzteren Frage würde man im Übrigen eher dem Argument Bourdieus gegen die Interaktionisten zustimmen.

In Hinblick auf die Methode sind wir ebenfalls weit vom interaktionistischen Standpunkt im engeren Sinne entfernt: Während wir die Worte des Arztes analysieren, haben wir in Gedanken die körperlichen Beschwerden, das autistische Gehirn etc. hinzugefügt. Dies ändert vollkommen die Sicht auf die Dinge, nämlich auf das, wofür sich die Beobachtung empfänglich zeigt. Und wir haben uns selber, in unserer eigenen soziologischen Positionierung, weit entfernt von einer Art der Beschreibung wiedergefunden, die das kleinste Augenzwinkern und die kleinsten kommunikativen Berichtigungen, die sich zwischen dem einen und dem anderen Augenzwinkern kreuzen, beobachtet. Genauso weit entfernt sahen wir uns aber auch von dem kritischen Auffassungsmodell der Soziologie, das ein überschattendes oder verstecktes Soziales mobilisiert, wie das bei Bourdieu der Fall ist. – Was ich sagen will, ist: Auch wenn man dieses oder jenes Argument von Bourdieu oder Goffman isoliert wieder aufnehmen kann, ist es mit ihnen insgesamt so, dass ihre Fragestellungen und die Rolle, die sie den Objekten zubilligen, uns veranlassen zu denken, dass wir irgendwie auf der anderen Seite stehen, dass Bourdieu und Goffman aber bei der soziologistischen Soziologie geblieben sind. Wohingegen es mit der Ethnomethodologie das Gegenteil ist: Ich habe den Eindruck, dass wir da auf Grund der Sichtweise der Ethnomethodologie von der Reflexivität, der Formgebung der Realität durch die Akteure, etc. alles in allem auf derselben Seite stehen, selbst wenn es hier oder da unterschiedliche Interessen gibt.

Diese Gemeinsamkeiten mit der Ethnomethodologie lassen sich gut in einem Bereich wie dem des Geschmacks erkennen. Sie betreffen dieselben Punkte des absoluten wechselseitigen Unverständnisses, wie sie auch zwischen uns und den „traditionellen“ Soziologen bestehen – ich meine mit denjenigen Soziologen, die sich nicht von der ethnomethodologischen Mentalität haben anstecken lassen. – Letztere erklären den Geschmack, indem sie das Soziale als *deus ex machina* eingreifen lassen, d.h. indem sie das Soziale wie einen explikativen, be-

reits existierenden Faktor behandeln. Die Interaktionisten teilen diese Sichtweise mit den traditionellen Soziologen. Becker zum Beispiel lässt in seinen Untersuchungen nicht die Musik in ihren eigenen explikativen Ressourcen auftauchen; es ist gerade umgekehrt das Soziale, was bereits existiert und die Musik erklärt. Becker schließt so die Beziehungen der Musiker zur Musik aus seiner Analyse aus und damit auch alle professionellen und technischen Ressourcen, auf die die Akteure selber zurückgreifen, um sich über die Musik zu definieren. Sie werden nicht berücksichtigt, weil dies als über den Kompetenzbereich des Soziologen hinausgehend betrachtet wird. Dasselbe gilt für die Anhänger Bourdieus. Die Objekte werden auf externe tokens reduziert. Wir hingegen versuchen, eine Soziologie der „Bindung an die Objekte“ selbst („attachement aux objets“) zu machen.

L. Mondada: Jeder erschafft die Landschaft der Fächer und der Schulen auf seine Art neu, for all practical purposes... Das Problem ist, dass in der Literatur oft große Verwirrung herrscht zwischen den Beiträgen von sehr unterschiedlichen Autoren und Strömungen, so vor allem zwischen Goffman und Garfinkel, zwischen der Ethnomethodologie und dem Symbolischen Interaktionismus oder sogar dem Sozialen Konstruktivismus. Ich für meinen Teil würde den Beitrag einer Strömung unterstreichen, die aus der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse entstanden ist und an die dann auch die späteren und heutigen Wissenschaftsstudien, angeführt von Lynch, Livingston und Garfinkel (vgl. Garfinkel 1986; Garfinkel/Lynch/Livingston 1981; Lynch 1993), angeknüpft haben: dies ist der Bereich der *studies of work*. In diese Strömung fügen sich auch zum Beispiel die Arbeiten von C. Heath (vgl. Heath/Luff 2000) und seines Teams oder auch die der bereits zitierten L. Suchman ein. In einem solchen Betrachtungsrahmen werden nicht nur die face-to-face-Interaktionen zwischen den Akteuren berücksichtigt, seien sie Forscher, andere Experten, Professionelle oder gewöhnliche Berufstätige, sondern auch diejenigen Interaktionen, in die technische Umgebungen, eine komplexe Räumlichkeit, Interaktionen auf Entfernung, Körper, zahlreiche Artefakte eingreifen. Die Rolle der Objekte, der Stofflichkeiten, der Materialität wird hier vollkommen berücksichtigt.

A. Hennion: Ja, auch wir haben viel von der Arbeit von Norman, Hutchins und Suchman sowie von der aus den Ansätzen der situierten Handlung (vgl. Norman 1988; Hutchins 1995) entstandenen Idee der Verteilung gelernt. Dort findet man die Idee wieder, dass die Kognition ebenso in den Kollektiven wie in den materiellen Vorrichtungen vorkommt und verteilt ist – was der Nicht-Unterscheidung zwischen Menschen und Nicht-Menschen nahe ist.

M. Akrich: Allerdings: Im Gegensatz zu den ethnomethodologischen Arbeitsstudien werden die Objekte in zahlreichen interaktionistischen Arbeiten über das Krankenhaus nur auf relativ starre Art definiert. Die Objekte sind nunmehr nur Teil dessen, was man konventionell berücksichtigen muss. Sie sind konventionelle Bedingungsdimensionen neben anderen Dimensionen, die aus anderen Traditionen entstanden sind wie zum Beispiel aus der Berufssoziologie. Diese Arbeiten zeigen also die Weise, wie die Objekte in die Koordinierung der Arbeit zwischen unterschiedlichen Arten von Personal eingreifen; sie behandeln aber diese Objekte, als wären sie ein für alle Mal definiert worden, ohne dass sie in künftigen Interaktionen neu konfiguriert werden könnten. Da gibt es im Interaktionismus einen Beobachtungswinkel, der es wert wäre, mit anderen – so

auch mit unserem – konfrontiert zu werden. Weil wir selbst natürlich letztendlich auch eine gewisse Anzahl von Dingen leider verfehlen.

A. Hennion: Wir sind ein wenig oberflächlich im Vergleich zur Konversationsanalyse.

M. Akrich: Aber wir verfehlen in unseren Analysen diese Dinge sogar in Bezug auf die Fragestellungen, die uns interessieren, das ist das Problem. Es gab so eine Art Parole – es machte uns übrigens Spaß, sie manchmal in ironischem Tonfall zu äußern, was es ermöglichte, eine gewisse Distanz zum Ausdruck zu bringen, ohne jedoch diese Distanz deshalb gleich ernsthaft zu hinterfragen –, ohne Zweifel eine von der Ethnomethodologie inspirierte Parole: „Den Akteuren folgen“. In der Praxis erscheint es mir so, als folgten wir den Akteuren, aber nur in den Grenzen der von uns gewählten „Lokalitäten“. Diese Grenzen sind von uns gewiss nicht immer schon im Vorhinein festgelegt worden, sondern sie werden teilweise auch erst im Zusammenhang mit dem Feld bestimmt. Solche Auswahlen von Territorien sind ein Privileg des Analytikers, das hier nicht weiter hinterfragt werden soll, aber das wirft zwei Fragen auf: Die Frage der Verdeutlichung dieser Entscheidungen, die nicht immer erfolgt, und die Frage ihrer Relevanz in Bezug genau auf die Forschungsfragen, die wir uns selbst in unserem ureigensten Ansatz stellen. Es entstehen vielleicht Arbeitsroutinen, besonders im Bereich der Methoden, die uns blind machen für bestimmte Dimensionen neuer Felder: In dieser Hinsicht wäre es interessant, verschiedene Ansätze einander gegenüberzustellen, so dass man sieht, ob andere Ansätze nicht vielleicht empirisches Material erstellen, das in Bezug auf unsere Fragestellungen durchaus passend wäre und das uns dazu brächte, letztere ein wenig anders zu formulieren.

A. Hennion: Der Fall des Weines ist interessant: Man sieht genau, dass die Soziologen, die doch viel über Objekte gearbeitet haben, wie die Verfechter der Pragmatik à la Boltanski und Thévenot (vgl. Boltanski/Thévenot 1991), nicht die Idee haben, dass der Wein selber etwas tun könnte, d.h. also dass er selber ein aktiver Teilnehmer des Geschmacks sein könnte. Sie lehnen eine solche Sichtweise und Auffassung ab, obwohl der Wein ja nun wirklich keine leblose Sache ist, die identisch nur mit seiner Chemie wäre, sondern in den Degustationsvorgang eingreift, was der common sense ohne jede Schwierigkeit erkennt, wenn man zum Beispiel sagt, dass man dem Wein Gelegenheit geben muss, sich zu entfalten. Die Leute wissen genau, dass der Wein nicht gleichbedeutend mit dem Etikett ist, selbst wenn das Etikett zählt. Der Geschmack des Weines lässt sich auch nicht einfach von einem persönlichen Geschmack, besäße man ihn oder auch nicht, ableiten; er greift statt dessen selber in eine in sehr weitem Sinne verstandene Interaktion ein: Er erwacht, er entfaltet sich etc. (vgl. Hennion/Teil 2003). Was die Dinge machen, ist zentral, wenn man die wissenschaftlichen Praktiken analysiert; es ist auch zentral in anderen Bereichen, wo die Dinge da sind und uns durch vielfache Griffe und entsprechend erforderliche Handgriffe binden. Die Dinge agieren, antworten, aber sie sind auch undurchdringlich, halten Stand, reduzieren sich nicht auf die Kombination von Herangehensweisen, mit denen wir ihnen begegnen. – Diese Art der Position bezüglich der nicht-menschlichen Objekte schafft eine Kohärenz der Sichtweisen der Forscher des CSI – dies auch im kontrastiven Vergleich zu ansonsten nah stehenden Personen wie Boltanski und Thévenot. Bei ihnen besteht immer noch eine Art Behandlungs-Ungleichheit (zu der sie übrigens stehen; sie beschuldigen uns

entsprechend, die Dinge wie Menschen und die Menschen wie Dinge zu behandeln) bezüglich der menschlichen und nicht-menschlichen Themenbereiche, also einerseits der menschlichen Körper und der menschlichen Kollektive, die von ihnen auf sehr neue Weise verstanden werden, nämlich als sich selbst herstellend, und den nicht-menschlichen Objekten und Vorrichtungen, die bei ihnen instrumental und leblos bleiben, andererseits. Die Bindungen (*attachements*), die Anhänglichkeiten an die Objekte sind in unserer Sichtweise all dies: die Verbundenheit mit den Körpern und den Kollektiven, den Dingen und den Vorrichtungen. Sie alle sind nach unserem Verständnis Vermittler, sie sind zugleich determinierend und determiniert, sie bringen Einschränkungen mit sich und setzen dennoch auch umgekehrt den Lauf der Dinge wieder in Gang.

V. Rabeharisoa: In der Medizinsoziologie existiert eine starke interaktionistische Tradition (zum Beispiel von Strauss beeinflusst), die schließlich dann doch die Objekte berücksichtigt hat. Aber diese Sichtweise bleibt von der unseren verschieden – das paradoxerweise auch dann, wenn man vom Patienten spricht. Die Tatsache, dass wir uns für die gesundheitlichen Beschwerden, die Techniken etc. interessieren, bewirkt, dass man uns vorwirft, eine Rehabilitationssoziologie der sozialen Akteure zu betreiben, das heißt, den Kranken viel Aufmerksamkeit und Kompetenzen zu schenken und ihnen Fähigkeiten zuzuerkennen, die Welt und ihre Krankheit neu zu konfigurieren. Aber – so beschuldigt man uns – wir vergäßen dabei die sozialen Beziehungen und die Machtverhältnisse, die asymmetrischen Beziehungen zwischen Arzt und Patient und die Details der Interaktion. Diese würden bei ihrer Berücksichtigung in der Forschung dann aufzeigen, dass die Dinge in Wirklichkeit nicht so ablaufen, wie das offiziell von den institutionellen Instanzen und im Interaktionsfeld verlautbart werde. Es gibt also ein Unverständnis des Interaktionismus uns gegenüber – aber das nicht so sehr in Hinblick auf das Objekt, sondern in Hinblick auf das, was wir den Akteuren als Kompetenz und an Vorrechten zuschreiben. – Das zieht im Übrigen zusätzlich auch noch eine neue Form der Beziehung zu den anderen Professions- und Wissenschaftsdisziplinen nach sich: also Beziehungen zugleich der Reibung mit ihnen, aber auch der Annäherung an sie. Wenn ich als Beobachter zu einer Sprechstunde in der Psychiatrie gehe, sage ich mir nicht, dass es bestehende Machtverhältnisse gibt, die erklären, dass es trotz allem die Genetiker sind, die das Personal lenken werden und die die Klassifizierung des Kranken oder der Krankengeschichte unter einer bestimmten Kategorie durchsetzen werden. Diese Trennung unserer Sichtweise von denjenigen der anderen Ansätzen zeigen also, dass es, selbst wenn wir von der Interaktion wie die anderen Medizinsoziologen sprechen, Momente gibt, in denen ich wirklich fühle, dass keine Verständigung mehr möglich ist über das, was wir und die anderen Ansätze von den Akteuren sagen. Ich habe mich oft in der Situation befunden, der Gefälligkeit gegenüber den Akteuren verdächtigt zu werden, oder dass ich den Akteuren zu viel zuschreibe – und zwar genau deshalb, weil ich in die Analyse der Akteure mit ganz anderen Untersuchungsschemata hineingehe als die übrigen soziologischen Ansätze.

M. Akrich: Man wirft uns vor, zu viel oder zu wenig zu unterstellen. Im Großen und Ganzen wirft man uns vor, ein uniformes Modell der Akteure zu haben, das diesen mit Bezug auf die jeweiligen Aufgabenkonstellationen von vornherein ohne Ansehung der Person dieselben Typen von Kompetenzen und von Freiheit gewährt, und daher „zu *hic et nunc*“ zu sein – im Grunde genommen also nicht zu berücksichtigen, was sich in ihren früheren Geschichten konstituiert hat.

A. Hennion: Das ist teilweise ein Missverständnis...

M. Akrich: Ja und nein. Was ist dabei der Anteil der Routine, die durch länger andauernden Umgang von bestimmten, sicherlich relativ homogenen Akteuren, Innovatoren, Wissenschaftlern miteinander hervorgerufen und etabliert wurde?

L. Mondada: Die spezifische Auffassung der Objekte in der Theorie des ANT des CSI reicht also nicht mehr aus, um die Trennlinie zwischen den Ansätzen zu bestimmen, da sie in den neueren Forschungen des CSI als Wissensgegenstände nun auch in den Schreibroutinen vorkommen, im Inventar der sprachlichen Einheiten, deren Berücksichtigung durchaus sehr erwünscht ist. Dasselbe passiert mit der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse, die niemals nur als einzige Ansätze von den interaktionalen Praktiken gesprochen haben. Auf die interaktionalen Praktiken wird oftmals auch in den Analysen anderer Forschungsansätze Bezug genommen – in Ansätzen, die sich jedoch weigern, die analytische Mentalität der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse zu übernehmen. – Der Trennpunkt zwischen dem Ansatz des CSI und den Ansätzen von Ethnomethodologie und Konversationsanalyse scheint mir klarer aufhellbar zu sein gerade durch eine genauere Betrachtung der (beiden Richtungen gemeinsamen – Erg. der Hrsg.) Haltung der analytischen Radikalität. Diese Haltung der analytischen Radikalität bereitet den Boden für die Fähigkeit, über die rekonfigurierenden Wirkungen der konstitutiven Alltagspraktiken Rechenschaft ablegen zu können – so z.B. über den Begriff der „praktischen Hervorbringung“ („*practical accomplishment*“). In solchen radikalen Untersuchungen „passen“ dann entweder die Objekte als Wissensgegenstände in ihren situativen Handlungsrahmen oder sie widerstehen, sie definieren sich oder definieren sich neu – ganz wie die sprachlichen Kategorien –, aber immer innerhalb der lokal situierten Praktiken. (So kommen sowohl die Konstitution und die Veränderung der Wissensobjekte – CSI-Wissenschaftsstudien – als auch die der Handlungs- und Interaktionspraktiken – ethnomethodologische Arbeitsstudien – in den Blick – Erg. der Hrsg.) – Wenn man aber in seiner analytischen Radikalität nicht reflexiv bis zum Schluss ist, verliert man gerade das, was den produktiven Unterschied zwischen den Ansätzen ausmacht.

A. Hennion: Man versteht gewisse Standpunkte Bruno Latours besser *im Nachhinein*: Indem er die Wissenschaft als Forschungsgegenstand in Angriff genommen hat und auf provokatorische Art Themen wie die Nicht-Unterscheidung zwischen Menschen und Nicht-Menschen in den Vordergrund gestellt hat, hat er die Radikalität des Unterschiedes zu den etablierten Paradigmen gut unterstrichen, eine Radikalität, die anschließend auf andere Themen ausgeweitet wurde – selbst, wenn man sich darüber im Klaren ist, dass diese Nicht-Unterscheidung zu begrenzt ist, sobald sie versucht, unsere Vorgehensweise in anderen Bereichen erfolgreich zur Anwendung zu bringen.

Über die Fragen bezüglich der Menschen und der Objekte hinaus ist im CSI auch die Frage nach dem Körper – die nicht zu verwechseln ist mit der nach der Person – als fundamental erschienen: Die Körper in ihrer Stofflichkeit – so, wie sie sich in die Vorrichtungen und Räume einfügen. Das ist ein neues Thema in der Agenda STS (Studies of Technology and Science – Erg. der Hrsg.); ich meinerseits spreche immer häufiger von „Pragmatik“, um diese Gesamtheit von Beziehungen in den Blick zu nehmen und anzuzeigen, weil der Begriff der „Praktik“ damit fortfährt, zwischen den Praktiken und den Dingen, auf die sie sich

beziehen, zu unterscheiden, wohingegen „Pragmatik“ auf den Gegenstand *in* der Handlung verweist, den Gegenstand *in* Aktion ebenfalls.

L. Mondada: Der Körper ist eine neue Problemstellung in den *studies of work* und auch in der Konversationsanalyse (vgl. Goodwin 2000). Einerseits, wenn man die Art analysiert, wie er im Sprechen im Zuge der Interaktion zum Einsatz kommt, ist er eng mit diesem koordiniert: Nicht einfach, um sie zu begleiten, sondern im Gegenteil häufig, um eine Handlung ahnen zu lassen, die erst später durch die Worte veröffentlicht werden wird. Außerdem habe ich während der Analyse chirurgischer Eingriffe beobachten können, wie der Körper des Patienten beständig neu definiert, buchstäblich neu konfiguriert wurde durch die Handlungen der Chirurgen: schon auf den ersten Blick natürlich durch ihre chirurgischen Eingriffe, auf den zweiten Blick aber auch durch ihre interaktionalen Handlungen, indem sie anatomische Orientierungspunkte identifizierten und beschrieben, die so, wie sie im *hic et nunc* der Interaktion formuliert worden waren, die Folge des weiteren Handelns und die in seinem Vollzuge zu treffenden Entscheidungen bedingten. In diesem Sinne kann man sagen, dass die Anatomie eine praktische Hervorbringung des Chirurgenteams ist (vgl. Mondada 2003).

A. Hennion: Dies zeigt gut, dass man nicht Interaktionismus und Ethnomethodologie miteinander verwechseln darf. Der Interaktionismus hat eine Reihe von sehr wichtigen und sehr klaren Errungenschaften, aber zur gleichen Zeit ein zu globales Modell, das sehr weit entfernt ist von dem, was wir machen. Die Ethnomethodologie hingegen ist doch sehr anders – und zwar das mit Fragestellungen, die den unsrigen sehr nahe stehen: mit den Fragen nach der Perspektive der Akteure, nach der Reflexivität, nach der beständigen Hervorbringung der Dinge, die nicht im Voraus definiert sind. Darum ist unsere Beziehung zur Ethnomethodologie auch sehr viel unklarer; es gab bei mehreren von uns zu einem bestimmten Zeitpunkt eine gewisse Allergie, vor allem, als die Tonbandgeräte aufkamen und die ethnomethodologische Analyse auf pedantische methodologische Gesichtspunkte hinsichtlich der Beziehung des Beobachters zur Situation reduziert wurde – aber das waren nur ein wenig oberflächliche Reaktionen. – Andererseits gab es auch keine echte theoretische Klärung der Frage, wie wir uns im Vergleich zur Ethnomethodologie ausdrücklich hätten situieren können.

2. Reflexivität und Beschreibungssysteme der Handlung: methodologische Einsätze

L. Mondada: Volo, was du hinsichtlich der konsiliarischen Expertenversammlungen in der Psychiatrie gesagt hast, erscheint mir wichtig: Es geht darum, alles zu verwerten, was sich im *hic et nunc* der Besprechungen beobachten lässt – ganz indem man es mit den Artefakten, mit denen während der Besprechungen selbst hantiert wird (zum Beispiel mit den Krankenakten der Patienten und deren Analysen), und mit den Aktivitäten verbindet, die den Versammlungen vorausgehen und die ihnen folgen. Auch die letztere Handlungskontinuität muss man natürlich – neben dem Hier und Jetzt der aktuellen Interaktionssituation – analytisch wiedergeben und damit natürlich auch deren konfigurierende Wirkun-

gen auf die Objekte, die Einrichtungen und die Personen. Die Berücksichtigung beider Aspekte ist eine gleichzeitig theoretische und methodologische Aufgabe.

V. Rabeharisoa: Man muss aber auch gerade mit Bezug auf die konkreten Umstände dieses Forschungsfeldes und anderer berücksichtigen, dass der Blick, den man auf das Gegenstandsfeld richtet, theoretische Folgen hat. Er bringt unter dem Zwang der äußeren Umstände Auswahlen, also Ein- und Ausschlüsse von Einheiten, als Voraussetzungen mit sich, die man in der Analyse im Blick behält oder gerade umgekehrt auch nicht. Angesichts der Komplexität meines Feldes in der Psychiatrie, das gekennzeichnet ist von den Machtverhältnissen zwischen der Profession der Psychiater – die selber sehr kompliziert geprägt ist: ausgestattet mit einer sehr starken Reflexivität, von einer bewegten Geschichte gekennzeichnet, durchquert von den Bewegungen der Anti-Psychiatrie, etc. – und dem Berufsstand der Genetiker, der ebenfalls eine komplizierte Geschichte aufweist, stelle ich mir manchmal Fragen über diejenigen Aspekte, die ich von meinem Ansatz ausschließe und die dennoch sehr relevant sind – zum Beispiel, wenn ich mich darauf konzentriere, wie die Akteure wissenschaftliche Artikel oder Daten in einer Datenbank suchen, um über den einzigartigen Fall zu diskutieren, den sie entdeckt haben. Ich stelle mir also genauso viele Fragen darüber, was die Wirksamkeit meines spezifischen Zugangsweges zu einem Gegenstandsfeld der Forschung ausmacht, der über die dort einschlägigen Objekte, über die dort einschlägigen Techniken und über die dort neu auftretenden Wissensbestände führt, wie auch darüber, was dieser spezifische Zugangsweg im Dunkeln lässt.

Unter den Auswahlen, die wir treffen, ist auch die grundlegende Auswahl der Akteure, für die wir uns interessieren. Wenn man also ein Forschungsfeld betritt, indem man sich die Frage nach den Objekten, nach den Techniken, nach den neuen Wissensbeständen sowie nach ihren konstitutiven und konfigurierenden Wirkungen auf eine gewisse Anzahl von Sozialkompetenzen stellt, wird dies zwangsläufig auch bestimmte Akteure auswählen. Die Frage stellt sich immer wieder: Wenn man zum Beispiel Verbände wie den AFM (Association française contre les myopathies – Französische Vereinigung gegen die Muskelerkrankungen) (vgl. Rabeharisoa 2001) untersucht, um Formen von kollektiver Handlung zu beschreiben, dann vertieft man sich in Formen, die nicht nur wenig repräsentativ, sondern in der Explizitheit der Artikulation ihrer Haltungen auch extrem sind.

M. Akrich: Ich glaube tatsächlich, dass wir imstande sind, uns für Fälle zu interessieren, die in Hinblick auf die im Gegenstandsfeld auftretenden Reflexivitäten völlig unterschiedlich sind. Im Falle des AFM hat man es mit hyperreflexiven Akteuren zu tun; wenn man hingegen Ultraschall-Untersuchungen betrachtet, bringt die einschlägige Handlungssituation an sich die Akteure überhaupt nicht dazu, auf diese Weise reflexiv zu sein – zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt. Im äußersten Fall wird der Arzt in der Situation vermeiden, eine ausdrückliche Analyse dessen vorzunehmen, was vor sich geht. Entsprechend ergibt das sehr heterogene Beobachtungssituationen, die vor allem sehr unterschiedliche Methoden erforderlich machen, um zu erfassen und wiederzugeben, was in den beiden Fällen passiert. Es ist besonders wichtig, genau zu beschreiben, was passiert, wenn die praktischen Akteursverfahren, die jeweils aktuell am Werk sind, implizit sind – und zwar das im Sinne von nicht in Worte gefasst. Wir sind es gewöhnt, uns mit redseligen Akteuren zu befassen und auch

Untersuchungssituationen zu schaffen, die diese durch die kontrastive Konfrontation mit mehr oder weniger analogen Handlungssituationen schon vorbereiteten Akteure noch zusätzlich weitschweifig machen. Wir können dagegen weniger gut analysieren, was stumme Haltungen oder Gesten in der Interaktion zu erkennen geben: Aus Mangel an methodologischer und theoretischer Reflexion sind wir dann manchmal eher zu dem Fehler veranlaßt, sie zu ignorieren, als dass wir Gefahr liefen, in die Falle der Projektion zu tappen. Aus dieser Sicht heraus haben wir sicherlich noch einige Dinge von den Interaktionisten zu lernen.

A. Hennion: Man hat dasselbe Problem im Bereich des Geschmacks, wenn man mit dem Typen konfrontiert wird, der jeden Abend, wenn er von der Arbeit kommt, dasselbe Glas Wein zur selben Zeit im selben Bistro nimmt. Wie beobachtet man das? Der routinierte Charakter seiner Geste will nicht heißen, dass er nicht an seinem Gegenstand hängt; die Reflexivität im etwas oberflächlichen Sinne ist hier hingegen keine Hilfe.

L. Mondada: Es ist wichtig zu präzisieren, dass es sich hier nur um Reflexivität im oberflächlichen Sinne handelt. Für mich steht diesbezüglich die Definition der Reflexivität selbst auf dem Spiel. Wenn die Ethnomethodologen von *accountability*, von Beschreibbarkeit, sprechen, gehen sie davon aus, dass diese in die Handlungen selbst eingebaut ist. Es gibt also eine Form von Reflexivität; von Zurschaustellung; von Ausdruck einer Logik, einer Ordnung und eines Sinnes in der Form des Verhaltens selbst. Diese ist erfassbar, ohne dass es nötig ist, über ihre Verbalisierung zu gehen, um sie zu verstehen. Die Verbalisierung macht im Übrigen nichts anderes, als den in Frage stehenden Gegenstand zu reformulieren und auf eine andere Ebene zu verschieben. Angesichts des Mannes, der jeden Tag dasselbe Glas Wein trinkt, besteht die analytische Perspektive der Ethnomethodologie darin zu sagen, dass er gerade in der Organisation seines Verhaltens, in der Art, wie er sein Glas bestellt und trinkt, den routinierten Charakter seiner Geste zur Schau stellt – sichtbar zum Beispiel an der Tatsache, dass er nicht einmal verlangen muss, was er will, weil man ihn kennt; seine Art, ins Bistro zu kommen, seine Art, sich hinzusetzen, etc. zeigt, dass es sich um einen Stammkunden handelt. Es sind die Details seines Verhaltens, die dessen Verständlichkeit und dessen organisierten Charakter genau reflexiv zur Schau stellen werden. Den Mann über seine Praktiken auszufragen, hätte hier keinen Sinn, im Gegenteil, es würde die spezifische Art, wie er agiert, verwischen.

A. Hennion: Der Begriff der Reflexivität hat mehrere übereinander liegende Bedeutungen, was die Dinge ein wenig verworren macht. Wenn man vom Oberflächlichsten zum Radikalsten geht, hat man meiner Meinung nach zunächst den Sinn von Reflexivität, der uns am wenigsten interessiert, das ist tatsächlich die Verwechslung der Reflexivität mit der Idee einer expliziten Umsetzung des Handelns in den Diskurs über das, was die Akteure konkret machen. Und zwar geschieht diese Diskursumsetzung durch die Akteure im Praxisfeld selbst. Es gibt einen zweiten geläufigen Sinn von Reflexivität, das ist derjenige, der auf die erstaunliche Fähigkeit der Sozialwissenschaften selbst verweist, als Ressource von den Akteuren im Praxisfeld sofort wieder integriert zu werden: Es handelt sich hier also um Reflexivität in dem Sinne, dass ein Ergreifen, eine Wiederaufnahme der über die beobachteten Akteure gemachten Theorien durch diese selbst erfolgt und dass dies die Beobachtung und das Beobachtbare selber ändert. Dieser Sinn von Reflexivität stellt vor allem ein Problem dar für die großen

kritischen Modelle: Je mehr sich Bourdieu zum Beispiel als ein Analytiker aufspielte, der keine Zugeständnisse an die eigennützigen Blindheiten der Kulturträger in Hinblick auf den realen Sinn von deren Praxis machen wollte, desto mehr nahm er an, dass man seiner asketischen Aufdeckungsanstrengung einen wilden Widerstand entgegensetzen würde – aber ganz im Gegenteil, am nächsten Morgen waren alle im hochkulturellen Milieu Anhänger Bourdieus! Es gibt noch einen dritten, einen etwas anderen Sinn von Reflexivität, den gerade Bourdieu viel und mit Geschick benutzt hat, was aus ihm in den USA einen reflexiven Autoren machte, während für mich niemand weniger reflexiv ist als er: Das ist die Reziprozitätsidee, dass nämlich der Soziologe die Analyse, die er über die anderen ausstellt, auch auf sich selbst anwenden sollte. – Aber all diese Sinne von Reflexivität stoßen die Geltung der konventionellen soziologischen Theorie nicht um; sie sind ganz mit den vorhergehenden Modellen soziologischer Erklärung kompatibel, die sie nur hier und da weiter entwickeln. Der interessanteste Sinn der Reflexivität, wenn er auch komplizierter und schwerer greifbar ist, ist hingegen wirklich der, von dem Sie gerade gesprochen haben: der, der seine Verbindung zur Aktivität selbst betrifft. Die Aktivität kann vom Sozialwissenschaftler – und natürlich auch vom Akteur – nicht außerhalb der Stützen, der Hilfsmittel, der Rahmen definiert werden, durch die sie „sich“ selber definiert – wie man so schön auf sympathisch ambivalente Weise sagt: für ihre Teilnehmer und für den Soziologen. In diesem Zusammenhang sind die Aktivitäten des Geschmacks bedeutsam (vgl. Hennion 2003): Weinamateur zu sein bedeutet, Wein zu trinken, aber auch und vor allem, in eine Tätigkeit einzutreten, die zu Aufmerksamkeiten, zu Übungen, zu Gesten verpflichtet, die einen nach und nach zum Amateur werden lassen und die auf untrennbare Weise bewirken, dass der Wein einen Geschmack hat, für den man empfänglich wird... Reflexivität durch und durch! Für Musik ist es das Gleiche: man liebt, man mag Musik nicht so wie in einer äußerlich und plötzlich einwirkenden Form der Erfahrung: als ob man plötzlich gegen eine Wand prallte; oder wie etwas, das einen von außen trüfe; oder wie etwas, das man wie von außen kommend feststellte... Man muss sich zum Musiker machen, um es zu sein, und die Musik ist nichts ohne die (persönliche, kollektive, historische, etc.) Aufmerksamkeit, die sie dazu macht. All das geht natürlich oft über in die Verbalisierung, aber reduziert sich nicht auf sie.

M. Akrich: Aber es stimmt, dass wir in der Art, in der wir gearbeitet haben, eine Definition der Reflexivität bevorzugt haben, die über den Diskurs geht, über die Verdeutlichungen, die die Akteure selbst über ihre Handlungen treffen. Und damit verfehlt man vielleicht manche Dinge: Wenn du sagst, dass es wichtig ist, die Art zu berücksichtigen, wie der Typ in das Bistro hereinkommt, wie er sich setzt, etc., dann bin ich einverstanden, aber das wirft natürlich neue Fragen auf. In der Sprechstunde beim Arzt versteht man zum einen ganz genau, was passiert. Man sieht zum Beispiel, dass der Arzt eine autoritäre Position einnimmt und dass der Patient ihm diese Position verleiht, aber zugleich hat man nicht das analytische Werkzeug, das es einem erlauben würde, in der genaueren Spezifizierung dieser Beziehungen und dieser Handlungen weiter zu gehen. Entweder man spricht nicht davon, weil man nicht weiß, wie man das machen sollte, oder man spricht davon und riskiert, ein bisschen das Gegenteil von dem zu machen, was man sonst macht, das heißt, dass dann die eigene Analyse so aussieht, als ob man seine Handlung externen starren Ursachen zuordnete. –

Vielleicht ist das, was für mich problematisch ist, die Frage des „*hic et nunc*“: Es scheint mir, dass keine Analyse möglich ist, ohne dass der Forscher in der Tat sein aktuelles „Hier und Jetzt“ auch anderen „Hiers und Jetzts“ zuordnete, und es ist die Zusammenstellung, die Gesamtheit dieser Assoziationen, die den Inhalt dieses „hier und jetzt“ definiert. Und auch die Art und Weise, wie die Definition der Situation durch die Beschreibung und Beobachtung entstanden ist, trägt zur Analyse bei. Jede Situation kann mehreren Arten von „Lokalitäten“ zugeordnet werden. Wenn nun bestimmte Forscher diese Zusammensetzungen von „Hiers und Jetzts“ und von Lokalitäten in ihrer Heterogenität von Dimensionen wiedergeben wollen, können sie versucht sein, die Interpretation jeder einzelnen der Dimensionen dem jeweiligen akademischen Wissenskorporus zuzuordnen, das sich darauf spezialisiert hat: Der Beruf erscheint im Beobachtungsfeld, und man kommt dann mit der Soziologie selbigen Namens an; das Geschlecht kreuzt auf, und man kommt dann mit den *gender studies* an... Genau das wollen wir nicht machen. Aber das erfordert, die Reihe der Orte, in denen sich Situationen aktualisieren, zu spezifizieren. Denn diese Orte erlauben es uns, die Untersuchungsperspektive zu definieren; und diese Perspektive ist (trotz der Versenkung der Aufmerksamkeit in die Gegenständlichkeiten und Perspektiviken der Orte und Situationen, die den analytischen Blick schärfen – Erg. der Hrsg.) die des Forschers, nicht zwangsläufig die der Akteure. Daher sehe ich auch das prominente Forschungsprinzip des „Folgen wir den Akteuren“ als teilweise trügerisch an.

A. *Hennion*: Ist die Schwierigkeit mit diesem Forschungsprinzip ein Problem der Definition der Reflexivität oder ist sie ein methodologisches Problem? Ist sie bedingt durch eine zu diskursive Definition der Reflexivität oder durch die Bündelung der Aufmerksamkeit auf die reflexivsten Akteure im Sinne derjenigen, die am geschprächtigsten sind?

V. *Rabeharisoa*: Es sind nicht unbedingt die Geschwätzigsten, es ist nicht unbedingt ein Problem des „in Worte Fassens“. Nehme ich den Fall des AFM. Er ist reflexiv in dem Sinne, als dass er beständig in anti-reflexive Handlungen verwickelt ist; das bedeutet, dass man ihm ständig auferlegt, Definitionen zu produzieren dessen, was er im kontrastiven Vergleich zu den anderen ist und was er nicht ist. Diese fortlaufende Ausübung antireflexiver Handlungen – ich sage „anti-“, aber das ist nicht im Sinne von „Gegenteil“ gemeint – hängt von dem Zusammenspiel dieses Vereins mit der Gesamtheit der Akteure ab, mit denen zusammen er sich mobilisieren will. In Folge dieses Prozesses konstituiert er sich nach und nach wie ein reflexiver Akteur, wie eine Entität, die ihre eigene Selbstdefinition ausdrücklich in den Forschungshandlungen und in den experimentellen Vorrichtungen, die sie unterstützen und finanzieren wird, realisiert und materialisiert – und der AFM weiß ganz genau, dass diese Selbstdefinition nicht beständig ist und dass sie ununterbrochen in Frage gestellt und neu verhandelt werden wird. Diese Art von Forschungssituation, in der es um eine fortlaufend selbstbezüglich sprechende kollektive Einheit als Objekt geht, macht sozusagen die Aufgabe leicht für uns, aber sie bewirkt auch, dass wir über eine Menge anderer Dinge kein Wort verlieren. In dieses Schweigen sind eingeschlossen die Mitglieder des AFM, die den Verband verlassen, weil sie sich nicht an solchen intensiven selbstbezüglich-kommunikativen Handlungsweisen beteiligen wollen. Zwischen dieser Forschungssituation, bei der man den – fal-

schen – Eindruck hat, dass die Methode offensichtlich ist und dass man bloß den Akteuren und ihren Selbstdefinitionen zu folgen braucht, und der Forschungssituation, die Madeleine beschreibt und auf die ich auch in den Sprechstunden zum Autismus stoße, gibt es eine Art Diskrepanz, die bewirkt, dass man in beiden Fällen nicht denselben Forschungsblick mobilisiert.

L. Mondada: Glaubst du nicht, dass eine Situation wie die, die du gerade beschrieben hast und die gekennzeichnet ist von einer intensiven, expliziten Definitionsarbeit der Mitglieder im Praxisfeld, in gewisser Weise eine Art Falle ist für euer eigenes Vorgehen, in dem Sinne, dass die Akteure – wie es Lynch oft unterstreicht – eine sehr viel bessere Theoretisierung dessen, was sie machen, produzieren als wir selbst? Das verweist uns auf die Frage zurück, wie wir wissen können, was unsere Analyse *zusätzlich* zu den Selbsttheoretisierungen der Akteure beiträgt. Die Falle läge darin, den Diskurs der Akteure, besonders wenn diese gesprächig sind, umstandslos als eine Erklärung dessen zu nehmen, was sie tatsächlich machen – und nicht allein als einen Diskurs, der nur eine Aktivität unter anderen Verhaltensweisen ist, durch die die Akteure aktiv die Realität konfigurieren, in der sie agieren. In diesem zweiten Bezugsrahmen ist die Interpretation, die man von diesem beständig sich-selbst-rechtfertigenden Wesen ihres Handelns gibt, sehr verschieden von dessen Verständnis in ersterem. Man wird z.B. finden, dass die Art, wie die Gynäkologin den Körper der Patientin anordnet und für diese darlegt, genau den Untersuchungen angemessen ist, die sie an ihr vornehmen wird, und dass dies zwar – das ist richtig – der „Diskurs“ ist, den sie über das, was sie macht, herstellt, bloß dass dieser – und das ist der eigentlich weiterbringende analytische Aspekt – hier völlig in der Anordnung des Körpers enthalten ist. Indem man diese inkarnierte, buchstäblich in den Körper eingefleischte, Dimension des Handlungssinnes in der Handlung betont, kann man einem Vorgehen entkommen, das von den Akteuren erwartet, dass sie uns erklären, was sie tun.

A. Hennion: Eine solche Blickausrichtung und Wahrnehmungsweise ist in der Tat eine Schutzvorrichtung, die man sich geben kann. – Und selbst wenn die Akteure nicht von ihrem Geschmack sprechen, ist es wichtig, sie als reflexiv zu behandeln.

Wir haben im Übrigen eine interessante empirisch-experimentelle Versuchsanordnung bezüglich dieser inkarnierten Reflexivität hergestellt – und zwar das diesmal im tieferen Sinne in Hinblick auf den soziologischen Untersucher. Denn wir haben ein Trio gebildet mit einem Gesangslehrer, einem Sänger und einer beobachtenden Soziologin, der wir die Anweisung gegeben hatten, alles aufzuschreiben, was sie beobachten würde. Das eigentliche Experiment bezog sich nun nicht auf die Inhalte, die sie notierte, sondern auf sie selbst, auf die Wahlen, die sie während des Aufschreibens traf. Im Laufe der Zeit haben wir bemerken können, dass sie von 100% sozialen und 0% musikalischen Anmerkungen zu 100% musikalischen und 0% sozialen überging. Am Anfang macht man Soziologie, weil man nichts über den Gegenstand weiß. Man notiert sich also die Zeichen, die Gesten, die verkürzten Wörter, die vom Lehrer benutzt werden, die Geräusche, das Räuspern, die lächerlichen Haltungen. Und man hört nichts und man versteht nicht, warum die Akteure zufrieden sind mit dem, was sie gemacht haben, oder gerade umgekehrt auch nicht. Dann, zehn Unterrichtsstunden später, spricht man nur noch von Klangqualität, vom Scheitern oder vom Gelingen jenes Vortragsversuches, und am Ende gelangt man zu einem Bericht, der dem praktischen In-Rechnung-Stellen und dem Sich-Klarwerden der Akteure sehr viel näher ist. Es

gibt da einen zeitlichen Lernprozess. – Man sieht also gut, dass eine der Antworten auf das nicht-diskursive Wesen einer zu beobachtenden Handlung das Engagement des Beobachters und die fortlaufende Wiederholung der Beobachtung in der Dauer sein kann. Deshalb sprechen wir von „Bindung“ („attachement“ – mit der zusätzlichen Bedeutungsschattierung: „Anhänglichkeit an die Objekte, Verbundenheit mit ihnen“ – Erg. der Hrsg.). Das ist ein sehr schönes Wort, das den Gegensatz zwischen einer von außen kommenden Reihe von Ursachen und dem *hic et nunc* aufhebt. Es geht darum, diese „Bindungen“ sichtbar zu machen.

L. Mondada: Man kann sich fragen, was in dieser Geschichte dann aus dem Sozialen wird. Und man kann darauf antworten, dass es im Verlauf der Entfaltung der Beobachtungsgeschichte eine Neuspezifizierung des Sozialen gibt – eine Neudefinition des Sozialen, das dann sehr viel integrierter ist in den spezifischen Details der beobachteten Tätigkeiten.

A. Hennion: Ja, ganz genau, dieses – begrenzte – Experiment war eine Kritik an der klassischen Soziologie. Es zielte darauf ab, die Auswirkungen eines Beschreibungsmodells zu zeigen, in dem man, ganz im Gegensatz zu unserem eigenen Verständnis, das Soziale nach Außen verlegt, wo es dann der (von den Feldakteuren angeblich – Erg. der Hrsg.) ungesagte Rest wird, den der Soziologe rekonstruiert. Das geschieht gerade angesichts von Akteuren, die nichts als ihre expliziten eigenen Handlungseinsätze sehen und den sozialen „Außenrest“ in der Regel ausblenden. Das Ziel des Experiments war, zu zeigen, dass es nicht so was wie „das Soziale an sich“ gibt, so als ob es ein autonomes, vom Soziologen exklusiv beherrschtes Register wäre. – Die kritische Soziologie dagegen verwandelte wie von Zauberhand die Gleichgültigkeit des Soziologen gegenüber dem, was die Akteure eigentlich und tatsächlich interessiert, in epistemologische Korrektheit; sein eventuelles Engagement in den von den Akteuren ausprobierten und selber geschätzten Dingen dagegen ließ im Gegenteil wie die Pest fürchten, dass der Soziologe von den Akteuren reingelegt werde!

V. Rabearisoa: Unsere Forschungseinsätze sind je nach Situation sehr unterschiedlich. Im Falle der Gesundheit hängt die Fähigkeit des Forschers, sich über die von dir angesprochene Beschreibbarkeit (der Dinge, durch die sich die Akteure hinsichtlich ihrer Handlungsumgebungen und Handlungsnotwendigkeiten Einsicht verschaffen – Erg. der Hrsg.) klarzuwerden wie auch über die Tatsache, dass diese Beschreibbarkeit der Dinge konstitutiv ist für das, was die Akteure tun, von der eigenen (angemessenen) Positionierung des Forschers im Forschungsfeld ab, die er selber dort vornehmen muss. Es gibt aber auch Forschungsfelder, in denen die Praxisakteure uns zusammen mit sich selbst in die von mir zuvor geschilderte mentale Lage kollektiver Verdeutlichung bringen. Sie sagen uns dann: „Wir müssen unsere Beschreibungsfähigkeit steigern, um in Rechnung stellen und uns klar werden zu können, was passiert. Und Sie, Ihr Soziologen, solltet uns bei diesem Klärungsprozess helfen.“ Im obigen Autismus-Beispiel fühlen die Akteure, dass etwas relativ ikonoklastisches im Verhältnis der Milieus der Psychiatrie und der Genetik passiert; sie fühlen, dass man sie, wenn sie mit ihren neuen Fragestellungen und Behandlungsmethoden so weiter machen, wie sie es angefangen haben, bald zurechtweisen wird. Und ihre Sorge ist, dass sie nicht ausreichend analytisch beschreiben können, was auf dem Spiel steht. Also bitten sie uns, die Klärungsfragen mit ihnen zu bearbeiten. In diesem Fall erhöhen die sozialwissenschaftlichen Beobachter die Beschreibungsfähigkeit

der Akteure – eine Fähigkeit, die sie durchaus schon selber in erheblichem Ausmaße besitzen. Das ist auch ein weiterer Punkt unserer Ablösung von einer klassischen Soziologie-Auffassung, die stets angetrieben ist von ihrem Ideal der Gleichgültigkeit, der Distanziertheit in der sozialen Beziehung zwischen Gegenstand und Beobachter. Je mehr Aufmerksamkeit man den Bitten der Akteure schenkt, desto mehr bekommt man diese Art von Bitten vorgetragen, die sich dann mit unserer Beziehung zu ihnen sozial verflechten. Ich hatte solche sozialen Bindungen noch nicht, als ich damals die Umwelt oder die Energie erforschte.

A. Hennion: Die Engländer haben einen Weg eingeschlagen, der, was die Definition der Reflexivität angeht, dem unseren genau entgegengesetzt ist: Sie haben von ihr eine extrem politisierte Auffassung (ich denke beispielsweise an Giddens). Für sie bedeutet das, dass die moderne Welt eine Fragemaschine ist, die sich ständig selber fragt, was sie macht. Diese Definition der Reflexivität hat uns immer ein bisschen geärgert, selbst wenn wir uns bei manchen Fragestellungen letztendlich auf einem im Vergleich zur englischen Auffassung recht nahen Standpunkt wieder finden. So ist das in der Medizin zum Beispiel, wo die Akteure sich ständig fragen, was sie machen, was „das“ macht, was zusammen passiert und wie man davon spricht. Die Aufklärungs- und Forschungsbitte an die Soziologen, die in den Feldern der Medizinsoziologie arbeiten, hat sich daran angepasst: Die Akteure in medizinischen Handlungsfeldern bitten die Soziologen nicht, Antworten zu geben, sondern an der Selbstbeschreibbarkeit der menschlichen Tätigkeiten zu arbeiten.

L. Mondada: Das bewirkt, dass beispielsweise die Machtbeziehungen kein Thema sind, das die in den Medizinfeldern tätigen Akteure vorrangig interessiert: Nicht, weil sie sie nicht kennen würden, sondern gerade *weil* sie sie sehr gut kennen und weil man ihnen nichts beibrächte, wenn man davon spräche.

V. Rabeharisoa: Ja, sie kennen das sehr gut, aber ihre Untersuchungsbitte an uns kann zu besonderen Zeitpunkten auch die Aspekte der Macht betreffen. Letztens zum Beispiel habe ich einen Psychiater zu mir sagen hören: „Bis hierher waren die Dinge anders, und jetzt gibt es ganz deutlich eine Machtbeziehung, die angespannt ist“. Was macht man damit? Wenn er mich nicht auf diese Weise angesprochen hätte, wäre mir vielleicht diese Frage im Forschungsfeld völlig entgangen.

A. Hennion: Das ist eine erste Art von Antwort. Die andere Antwort, das andere Argument ist theoretischer: Man kann kaum von Macht sprechen, ohne damit gewöhnlich die Gesamtheit der kritischen Theorie zu „kaufen“, mit ihren Begriffen und ihren Voraussetzungen. Die Macht ist dann also keine Frage mehr, sie ist dann eine Antwort auf die Fragen; sie ist dann die feststehende Antwort und die einzige passende Frage zugleich. Wenn man das „kauft“, ist es nicht mehr der Mühe wert, ins Forschungsfeld zu gehen und dort die Akteure zu beobachten. – Wir dagegen müssten statt dessen von der Macht aus unserer ureigensten Betrachtungsperspektive heraus sprechen – aber es ist wahr, dass wir das bisher nicht gemacht haben. Man müsste das Thema der Macht wieder ganz neu in unserem Sinne, in unserer spezifischen Betrachtungsweise, aufnehmen – wie wir das zum Beispiel mit der Natur gemacht haben. Wir müssten Macht wie eine Kategorie behandeln, die präsent ist und die in der aktuellen Arbeits- bzw. Interaktionssituation Sinn annimmt. Beim Geschmack hat man dasselbe Problem einer

konventionellen, analytisch-empirisch desensitivierenden Betrachtungsweise, indem man auf die kulturellen Ungleichheiten und die „symbolische Dominanz“ in einem Bezugsrahmen abhebt, in dem Bourdieu die Gleichsetzung des Geschmacks und der sozialen Differenzierung angeordnet hat. Auf einem Rockkonzert, in einer natürlich sich entfaltenden Diskussion, die nicht vom Soziologen ausgelöst worden war, habe ich gehört, wie einer zum anderen sagte: „Du magst zu sehr, was du gewesen bist“. Das ist komisch, in gewissem Sinn ist das typisch Soziologie à la Bourdieu, aber von den Akteuren noch einmal überarbeitet: Die beiden Rockfans kämpfen nicht mit den Determinismen; unter all den möglichen Determinismen wählen sie einen aus, hier den der Geschichte des Musikgeschmacks des einen Rockfans als Definition und Determination seiner selbst. Diese individuelle Geschmacksgeschichte des einen Rockfans wird von den anderen als eine zu starre Wiederholung und als eine Art Rückkehr zum Rock der 60er Jahre angesehen. Was ist reflexiver als diese... Reflexion: Es gibt bei den Akteuren das Bewusstsein, dass der Geschmack von der Vergangenheit „bestimmt“ wird. Und es gibt aber auch das Bewusstsein, dass der Geschmack ab dann, ab der Bewusstwerdung seiner selbst, „bearbeitet“ werden kann – oder umgekehrt gerade auch nicht –: ob als strukturierender biographischer Identitäts-Halt oder bloß als kulturelles Zeichen der eigenen symbolischen Positionierung in der Musikszene. Und wenn der Typ seinem Freund gegenüber diese Bemerkung macht, liegt das auch daran, dass er denkt, dass die Geschmäcker sich im Austausch mit den anderen Teilnehmern der Musikszene verhandeln lassen. Das ist viel für Akteure, die eigentlich nur an den Gegenstand ihres Geschmacks „glauben“ und angeblich blind für seine sozialen Determinationen sein sollen! Die Leute sind vollkommen imstande, diese Art von Determinismen ausfindig zu machen, sie zu bezeichnen, sie an die betroffene Person zurückzumelden und sie zu verändern...

L. Mondada: ... auf endogene Art und für alle praktischen Zwecke – und zwar das in einem besonderen Konfrontationsmoment. Was die Akteure machen, ist keine allgemeine soziologische Theorie, weder des Geschmacks noch von dessen Determinationen, sondern es ist eine soziologische, inkarnierte, in die Situation eingewobene und situierte Bemerkung, die ihren Sinn annimmt im Zuge der Handlung, die die Akteure gerade ausführen (einem Konzert zuzuhören; einem Stück zu applaudieren oder es umgekehrt auszupfeifen; sich über die Stücke zu streiten, die sie lieber mögen...), während sie andererseits auch vollkommen in der Lage sind, ihren Worten für andere praktische Zwecke ein abstraktes und verallgemeinertes Wesen zu verleihen.

A. Hennion: Wenn man sich einmal von der Versuchung befreit hat zu sagen, dass die Macht eine versteckte, alles determinierende Bedingungsdimension ist, gehört die Tatsache, dass hinter jeder kleinen Mikroaussage über den Geschmack oder hinter jeder noch so unscheinbaren Praktizierung und Bekräftigung des Geschmacks sofort soziale Identifizierungen stecken, zu dem sehr reichen, sozial geteilten Alltagswissen, dem *common knowledge*, der Akteure. In diesem Sinne beherrschen die Akteure alle wesentlichen Elemente der klassischen Soziologie, die sie zu einer Ressource in ihren eigenen Stellungnahmen und Interpretationen machen bezüglich dessen, was passiert. Aber die soziale Identifizierung geschieht weder überwiegend im *hic et nunc* der Interaktion, die durch das Gespräch alles sichtbar machen würde, noch vollzieht sie sich im Gegenteil in der Mobilisierung von externen, exogenen Parametern der klassischen Soziologie. Insgesamt ist meine Erwartung, dass diese sozialen Positionierun-

gen der Akteure auf Dauer gesehen dann doch in der Tat irgendwann einmal in dieser oder jener Form auftauchen werden, d.h. dass, wenn eine verpflichtende Gebundenheit oder eine Anhänglichkeit (*attachement*) existiert, sie zu einem gegebenen Moment in den Vordergrund des Interesses treten wird.

L. Mondada: Und das Problem ist dann, diese Formen lesen zu können.

A. Hennion: Und sie treten nicht immer bei den gesprächigsten Akteuren am deutlichsten zutage.

M. Akrich: Weil es nämlich in einem Fall wie in den von Volo untersuchten Psychiatrie-Besprechungen, wo acht oder zehn Personen diskutieren, ziemlich kompliziert ist. Man muss fähig sein zu hören und zu erkennen, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt einer der Teilnehmer „Sie“ sagen wird und dass er dadurch auf ausschließende Weise die Genetiker im Gegensatz zu den anderen bezeichnen und so eine gewisse Strukturierung der Gruppe herstellen wird.

A. Hennion: Dieses Problem der Fähigkeit, zu erkennen und zu interpretieren, wirft auch die Frage auf nach den Wahrnehmungs- und Interpretationskompetenzen, mit denen man sich in diese Felder begibt.

M. Akrich: Man muss dabei folgendes berücksichtigen: Abgesehen davon, dass es in einer gewissen Anzahl von Fällen, wie in dem von Volo, keine völlig geteilte Definition der Konflikte, der Kollektive und der Blickwinkel gibt und deshalb dort eine besondere Differenzierungs- und Relativierungsfähigkeit für die Kategorisierung sozialer Identifizierungen erforderlich ist, erfordert letztere eine generelle Kompetenz, die nicht nur dieses „Sie“ interpretiert, sondern die auch berücksichtigt, dass dieses kleine Wort von den Teilnehmern auf vielerlei Art interpretiert werden kann.

A. Hennion: Ja, die Frage der Macht weist immer auf die Idee hin, dass es gleichzeitig Konflikt und Kollektiv gibt.

V. Rabeharisoa: Wenn man über die Selbsthilfe-Verbände von Kranken arbeitet, ist das oft ein Diskussionspunkt: Es gibt die, für die Konflikt und Kollektiv perfekt zusammenpassen, und es gibt andere – zum Beispiel die, die die Verwicklung der Verbände mit der Forschung untersuchen –, die eher die „unnatürlichen“ Verbindungen sehen zwischen Akteuren, die bisher nicht gewöhnt waren zusammenzuarbeiten, die nun aber neue Objekte und Interessen kreieren. In gewisser Weise sieht man angesichts dieser Fragen gut, dass man nach Umwegen zu soziologischen Grundfragen zurückkehrt. Diesbezüglich sind die Methoden der Wahrnehmung und Interpretation nicht nur Untersuchungstechniken, sondern sie umfassen auch theoretische Anstrengungen, die es ermöglichen, diese Rückkehr gut (oder schlecht) auszuführen.

L. Mondada: Infolgedessen verändert diese Rückkehr die Ursprungsobjekte.

V. Rabeharisoa: Deren Weg, deren Reise durch unterschiedliche Realitätsfelder – einschließlich der technischen Vorrichtungen – ja, nicht aber deren Rückkehr.

A. Hennion: Man müsste ein Seminar anbieten über die Methoden, die imstande sind, auf systematische Art und Weise über andere Objekte als die Diskurse Bericht zu erstatten und sich klar zu werden...

L. Mondada: Das Problem liegt darin, dass Diskurse der Praxisakteure in den Sozialwissenschaften zu oft mit einer ausschließlichen Aufmerksamkeitsausrichtung ihren Inhalten gegenüber angegangen, verstanden und interpretiert werden. Wenn man hingegen die Diskurse als soziale Praktiken betrachtet, die die formalen, die konstruktiven, sprachlichen Ressourcen ihrer Konstitution genauso wie die gestischen, körperlichen und räumlichen Ressourcen mobilisieren und die auch genauso analysierbar sind hinsichtlich ihrer Gestaltung, dann kann man sich mit den Diskursen *in* der Handlung und *als* Handlung befassen, ohne sie auf Diskurse *über* die Handlung zu reduzieren – auf Diskurse ausschließlich *über* die interessierenden Handlungen, die zusätzlich zu den bereits im Interaktionsfeld vorkommenden Versprachlichungen von den Untersuchenden ausgelöst und inszeniert werden, um sich über die Handlungen der Akteure zu informieren und über sie Erklärungen von ihnen zu bekommen.

A. Hennion: In dieser Hinsicht sind die Historiker oder die Archäologen extrem gut ausgerüstet: Ihre ganze Disziplin ist eine Nachdenkmaschine, die über ihre sehr spärlichen und selektiven Quellen sinniert – nämlich über das, was man von den vorhandenen sehr eingeschränkten Quellen ausgehend heutzutage überhaupt noch sagen kann, und über die systematischen Verzerrungstendenzen, die sich angesichts des Wenigen, was heutzutage von der sehr fernen Vergangenheit noch empirisch zu beobachten ist, durch den Verderb und die Schädigung der Quellen im Verlauf der verflossenen langen Zeit ergeben haben. – Wir hingegen sind sehr viel weniger eingeschränkt und offener, wenn wir den Akteuren folgen; wir definieren nicht von vornherein, was wir an empirischen Daten nehmen und was wir beiseite lassen werden. Aber darum wissen wir nicht immer, was wir im Dunkeln gelassen haben.

L. Mondada: Ich meinerseits versuche, mich an etwas zu halten, das ich das „Prinzip der Verfügbarkeit“ nenne, das mich zwingt zu hinterfragen, was ich im Dunkeln lasse und was ich, dazu im Gegensatz, für die Analyse verfügbar mache – durch meine Herangehensweise ans Forschungsfeld; durch die Art, wie ich meine Videoaufnahmen durchführe, durch die Art, meine Bild- und Tonaufnahmen zu planen, im Arrangement festzulegen und dann aktuell über ihren Anfang und ihr Ende und ihre Perspektive zu entscheiden; durch meine Transkriptionsauswahlen; etc. Das Prinzip der Verfügbarkeit gebietet und gestattet es mir zugleich zu hinterfragen, über was die gesammelten Daten mir erlauben zu reden, was sie mir als einen Gegenstand für die Analyse zu benutzen und auszuwerten erlauben – und folglich, über was ich schweigen soll, weil ich es nicht wiedergeben kann.

V. Rabeharisoa: Diese Verfügbarkeit muss von Anfang an in die Methode selber eingebaut sein und in ihr aktiviert werden. Das ist uns auf glückliche Weise auf La Réunion passiert, wo wir Interaktionen mit den Akteuren auf Tonband aufnahmen, obwohl wir das gewöhnlich nicht tun. Da sich die sprachliche Interaktion auf La Réunion teilweise auf Kreolisch abspielt und wir mit dieser Sprache Verstehensschwierigkeiten hatten, hatten wir beschlossen, alle Gespräche auf Tonband aufzunehmen, die wir mit den Akteuren im Feld führten. Das hat uns im Nachhinein erlaubt festzustellen, dass in einem bestimmten Gespräch eine

einzelne Person nie auf die Fragen antwortete, die wir ihr stellten. Das war ihre Art, gerade *andere* Relevanzen aufzuzeigen als diejenigen, die uns essentiell erschienen. Bei dieser Gelegenheit konnten wir deshalb feststellen, an was für Phänomenen wir unachtsam vorbeigingen und was für Phänomene wir ohne die Tonbandaufnahme nicht gesehen hätten. Vor Ort hatten wir lediglich bemerkt, dass die betreffende Person wenig sprach, und wir hatten uns gesagt, dass sie sich besser hätte anstrengen können und sollen, um mehr als zwei oder drei vor sich hingemurmelte Wörter auf Kreolisch zu sagen.

3. Formen des Engagements im Feld

A. Hennion: Als Übung für das zuvor vorgeschlagene Methodenseminar könnte man die Arzt-Patienten-Beziehung nehmen, davon einen ersten Bericht à la Foucault machen, dann mit der Beobachtung der Beziehungen der Macht nach Foucault aufhören und einen Bericht nach Strauss machen, dann aber auch mit der Beobachtung der Interaktionsbeziehungen nach Strauss aufhören, um sich schließlich zu fragen, was ein guter STS (Technologie- und Wissenschaftssoziologe) sehen sollte, wenn die Gegenstände in diesen ersten beiden Betrachtungsdimensionen zunächst erst einmal eingeklammert worden wären. Die Übung würde auf diese Weise dazu verpflichten, sich zu fragen, wie man sein Augenmerk auf den Kern der Problemerkundungen und der Handlungsverrichtungen in diesem Feld sozialer Praxis, nämlich auf die Beschwerden, die Krankheit, den Körper, das Leiden, das Schweigen richtet und was die Konsequenzen davon für die Beschreibung wären.

L. Mondada: Wenn man die Literatur zu Rate zieht, die sich mit der Analyse von medizinischen Sprechstunden befasst, ist es interessant zu sehen, dass am Anfang vor allem die Asymmetrie zwischen Arzt und Patient und die Handhabung ihrer Beziehungen beachtet wurde. Im Laufe der Zeit dann begann man, sich für die Kompetenz des Kranken zu interessieren, für die Art, wie man die Pathologie definiert, wie man sagt, dass man Beschwerden hat. Zu diesem Zeitpunkt ist man auch von der Beobachtung von Sprechstunden bei Allgemeinärzten, die leichter zu verfolgen sind, übergegangen...

A. Hennion: ...weil sie, in Anführungszeichen, sozialer sind...

L. Mondada: ...zu Sprechstunden in besonderen Gegenstands-, Fach- und Spezialisierungsbereichen, wie dem des Autismus, dem der genetisch bedingten Krankheiten, dem der Epilepsie. Dieser Übergang setzt jedoch voraus, dass der Beobachter ein Minimum an Interesse und Kompetenzen in Bezug auf das beobachtete Gebiet besitzt. In dieser Hinsicht hat die Wissenschaftssoziologie den Ethnographen der Medizin eine große Lektion erteilt. Man ist heute weit entfernt von der Idee, die noch Ende der siebziger Jahre methodischen Wert hatte, die Wissenschafts- oder Professionsakteure im Labor beobachten zu gehen wie einen unbekanntem Stamm, bei dem es wichtig ist, nichts über ihn zu wissen, um die Intensität der ethnographischen Neugierde und Aufmerksamkeit aufrechtzuerhalten.

A. Hennion: Das war damals eine trickreiche Verwandlung von technischer Unkenntnis in soziologische Kompetenz: Je weniger ich mich mit den Problem- und Handlungsgegenständen des Forschungsfeldes auskenne, desto weniger lasse ich mich reinlegen. Das war keine gute Idee. Die Entwicklung von damals bis heute ist interessant. Sie macht deutlich, dass selbst die anderen Wissenschaftsdisziplinen und Forschungsströmungen sich stark „STS-isiert“ haben – ebenso wie wir uns stark ethnomethodologisiert haben ...

Das Problem des benötigten Sachverstandes und der nötigen Wahrnehmungs- und Interpretationskompetenzen, um bestimmte Forschungsfelder auszuloten, zeigt, dass es eine gute Methode ist, von der differenziellen Bindung der Personen – Personen, die Forscher sind – zu dem, was sie beobachten, zu profitieren. Das ist der Fall bei bestimmten Pathologien, bei bestimmten Interessengebieten, bei bestimmten Geschmäckern, die uns als Forscher und zugleich als Menschen mehr als andere interessieren und die bewirken, dass man sich ihnen zwanzig Jahre lang widmen kann und dementsprechend einen echten Sachverstand aufbauen kann. Also muss man in der Kritik der jeweiligen epistemischen Haltungen die Erkenntnisqualität dieser Berichte auf der Basis langanhaltender Beobachtung mit der Erkenntnisqualität der Berichte weniger engagierter Soziologen vergleichen.

V. Rabeharisoa: Die Frage nach der Kompetenz vereint sich also mit der nach der Dauer – wobei wir nur zu gut wissen, dass es überall *quick and dirty ethnography* gibt und was diese ausmacht. Diese Arbeit in der Dauer, sie in einem längeren Zeitraum zu machen, erlaubt eine Beständigkeit, eine Anhäufung von Erfahrungen und eine Rückbesinnung auf die Akteure, mit denen wir arbeiten.

A. Hennion: Außerdem gibt es ein Beschreibungsproblem. Im Gesamtbereich der Naturwissenschaft und der Techniken wird alles in Schriftstücken, Berichten festgehalten, aber wenn man in Handlungsfelder in der Medizin geht, trifft man auf Erscheinungen des Leidens, die nirgendwo schriftlich beschrieben worden sind.

L. Mondada: Obwohl man umgekehrt auch immer sagen kann und berücksichtigen muss, dass auch die Berichte in den Naturwissenschaften und Technikdisziplinen die Details der Praktiken, auf die sie vorgeben zu verweisen, unsichtbar machen.

A. Hennion: Ja, aber solange man in den Sozialstudien der Naturwissenschaften und der Technikdisziplinen einen Bericht vor sich hatte sowie die entsprechende Maschine, auf die er sich bezog, hatte man keine Angst, viel in der eigenen Forschungsaufmerksamkeit zu verfehlen. Wenn man hingegen einem Kranken und seinem Leiden gegenübersteht, weiß man nicht so genau, wie man seinen Forschungsblick ausrichten und Auslassungen vermeiden soll.

V. Rabeharisoa: Das erfordert eine ganz andere Form der Anwesenheit des Soziologen im Feld.

L. Mondada: Und das wirft wiederum das zusätzliche Problem auf, wie man identifizieren und wissen kann, was man aus dem Feld mitbringt, wenn man zu seinem Schreibtisch zurückkehrt. Wie „bringt“ man Leiden „zurück“, wie arbeitet man daran?

A. Hennion: Die Art der Erhebung und Beschreibung ist auch eine Sache des persönlichen Engagements. Wenn man einem Ingenieur dabei zuschaut, wie er seine neu zu entwickelnde Maschine bis ins kleinste Detail ausarbeitet, hindert uns das nicht daran, nachts zu schlafen. Angesichts eines Patienten, bei dem man sieht, wie über sein Leben oder seinen Tod entschieden wird, oder angesichts der Drogenabhängigen, die Emilie Gomart (vgl. Gomart 1999) untersucht hat, wohnen wir einer Komplexisierung der Ebene des Engagements und der Bindung der Forscherin bzw. des Forschers, der Selbstanalyse ihrer bzw. seiner Reaktionen auf die Akteure und der Analyse des Spiels der anderen bei. Im Fall der Forschung bei Drogenabhängigen konnte Emilie Gomart folgendermaßen mit dieser Komplexität zurechtkommen: Emilie war ein schönes Mädchen, das ein bisschen leichtsinnig und einfach drauflosgehend war. Um auf Drogenabhängige zuzugehen, war das ideal; es ist ihr gelungen, diese zum Reden zu bringen; ich glaube, sie hat das so gut geschafft, wie das weder ein seiner Theorie sicherer und damit zur empirischen Unsensibilität neigender Soziologe noch ein solchen Theorien zu nahe stehender Sozialarbeiter gekonnt hätte. Da hat man dann auch in dieser Ethnographie ein seltsames Gemisch beobachten können: aus Chemie, Droge, Körpern, Schmerz und sozialen Problemen.

L. Mondada: Gibt es fesselndere Forschungsfragen als andere? Fragen, die edler als andere erscheinen?

A. Hennion: Ja, ich glaube schon. Für einen kurzen Augenblick hatten wir uns für den Körper und folglich auch für die Sexualität interessiert. Und ich erinnere mich, dass wir, indem wir beide mit Michel Callon darüber diskutierten, warum wir das und das Feld untersuchen wollten, zu der Schlussfolgerung kamen, dass nicht alles gleichermaßen interessant für eine Untersuchung ist, dass man also eine Auswahl treffen muss, die nicht auf strikte theoretische Hypothesen reduzierbar ist. Es gibt Dinge, die Menschen zusammen tun können, die interessant sind, die es verdienen, beschrieben zu werden; und dann gibt es andere Dinge, wie die sadomasochistischen oder perversen Praktiken, über die wir uns Fragen gestellt hatten, die ohne Zweifel beschreibbare relevante Sozialaspekte beinhalten, die aber nervig sind. In unsere Auswahl von Forschungsthemen können übrigens auch andere Argumente als die moralischen eingreifen. Das Ziel unserer Argumentation bei der Auswahl von Forschungsthemen war nicht, die sadomasochistischen Praktiken moralisch zu verurteilen, aber es war auch nicht unser Interesse, erneut die klassische Hypothese der „axiologischen Neutralität“ aufzustellen, dass alles vergleichbar sei, dass alles Aufmerksamkeit verdiene, unabhängig vom Engagement des Soziologen...

M. Akrich: Gleichzeitig erinnere ich mich daran, dass mehr als einer hier am CSI besonders fasziniert war von der Fähigkeit der Mitglieder einer im Fernsehen auftretenden Sado-Maso-Gruppe, einen rationalisierten, komplexen und reichen Diskurs über ihre Praktiken zu produzieren.

A. Hennion: Ja, das ist auch tatsächlich der Fall bei den Perversen; aber das kann komplexe Diskurse ergeben, ohne dass die von ihnen thematisierten Praktiken deshalb gleichfalls interessant wären. – Was ich eben erzählt habe, bezog sich gerade auf eine nachträgliche, retrospektive Betrachtung, die im Nachhinein, in Folge dieser Faszination, angestellt wurde. Bei dieser nachträglichen Betrachtung handelt es sich sicherlich um eine Art „Reue“, die mit

der Frage verbunden war: Wenn man darüber nachdenkt, hat es uns wirklich so sehr interessiert, Sado-Maso-Praktiken und die entsprechenden Diskurse zu erforschen?...

L. Mondada: Auf jeden Fall gibt es eine Art Test für das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines solchen Interesses – ein Test, der sich im Forschungsfeld machen lässt. Man muss nämlich seinem Gegenstand ausreichend verbunden sein, um darin fortzufahren, zu seiner Beobachtung dorthin zu gehen und ihn weiterhin zu ertragen.

A. Hennion: Aber das geht über die Frage des persönlichen Interesses hinaus. Es gibt ein Interesse der Handlung, des Gegenstandes an sich selbst.

V. Rabeharisoa: Es gibt die Frage des persönlichen Interesses, aber es gibt auch den Tendenzsog, der ausgeht von dem Erkennen der Tatsache, dass die Akteure große Kompetenzen haben. Der Tendenzsog wird mitunter imstande sein, uns mit diesen Kompetenzen der Akteure zu verführen. Und deswegen sagt man uns ja oft, dass wir nur imstande seien, uns ausschließlich für reflexive Akteure zu interessieren. Es gibt sicherlich bei uns gerade eine Faszination für diejenigen Praxisakteure, die einen rationalisierten und komplexen Diskurs pflegen.

A. Hennion: Diese sind oft zu reflexiv, oder eher zu rationalisiert. Eine Reflexion ohne Reflexivität. Wir sind die ganze Zeit dabei, Rationalisierungsbruchstücke zu produzieren. Aber wenn es insgesamt vollkommen kohärent wird, wird es auch weniger interessant.

M. Akrich: Ich finde, dass es in unserem Ansatz eine Ambiguität gibt, und zwar dass wir einen Hang dazu haben, den Akteuren zu vertrauen. Die Frage ist natürlich, in welcher Hinsicht wir ihnen vertrauen. Wir billigen den Akteuren eine moralisch neutrale Rationalität zu. Wir setzen nicht ihre Bosheit, ihre Güte, etc. voraus, sondern eine Form von diskursiv mehr oder weniger gut ausgedrückter Rationalität. Zugleich finde ich, dass man in gewissen Situationen nur zurecht kommt, wenn man die entgegengesetzte Hypothese aufstellt: Es gebe nur Bruchstücke; die Leute seien nicht kohärent; es gebe nur Rationalitätsfetzen, die in bestimmten Situationen lokal und insuliert verankert seien.

Es liegt jedoch ein Risiko darin, den Akteuren eine übertriebene Rationalität zuzuweisen: Man kann zum Beispiel, um diesem Risiko zu begegnen, die Rolle der Professionen untersuchen hinsichtlich der Vorstellungen, die die Professionsakteure sich von den sozialen Beziehungen machen, die sie in ihrer Arbeitsgruppe unterhalten und hinsichtlich der Frage, wie sie diese sich gegenseitig aufzeigen. Von dem Moment an, in dem man als Forscher aber beginnt, die Hypothese einer Gesamtkohärenz des Beziehungsnetzwerks innerhalb und zwischen den Professionen aufzustellen, riskiert man, nichts anderes zu machen, als erneut die Hypothesen der Berufssoziologie zu vertreten, in der diese Fragen sehr gut ein für alle Mal durch Leuchtbojen markiert und definiert worden sind. Wenn wir hingegen unsere eigenen Forschungsziele konsequent bis zum Schluss verfolgen wollten, müsste man darauf achten, wie die Leute die Berufskategorien *konkret anwenden*. Sie tun das der jeweiligen Situation angepasst und indem sie diese Kategorien auch immer wieder neu definieren, zum Beispiel während der gemischt professionellen Zusammenkünfte, in denen sich entscheidet, wie jede Profession die andere und sich selbst sieht.

Dasselbe gilt für das Geschlecht. Die Holländerinnen sagen uns, dass wir völlig blind für die Geschlechterbeziehungen seien, und ich bin für dieses Argument empfänglich. Das mag vor allem stimmen in bestimmten Forschungsfeldern wie bei den Sprechstunden in der Geburtshilfe. Gleichzeitig stört mich jedoch, dass die Forscherinnen und Forscher, die für diese Probleme empfänglich sind, oft von vornherein eine feste Meinung von der Art haben, wie diese Geschlechtsbeziehungen zum Ausdruck kommen. Das bewirkt, dass sie nicht mehr darauf achten, was die Akteure dann tatsächlich machen. Man müsste es schaffen, diesen vorgeprägten generellen Kategorien eine gewisse Flexibilität zu geben, damit man zeigen könnte, inwiefern sie zugleich Ressourcen für die Interaktion sind und in der Interaktion umgekehrt auch immer wieder neu erstellt und verändert werden.

A. Hennion: Dasselbe Problem hat sich vorhin für die Machtfragen gestellt. Im Grunde haben die Psychoanalytiker recht: Ein kohärenter Diskurs ist schon ein wahnsinniger Diskurs. Die Akteure sind rational, das bedeutet: gerade nicht rationalisierend. Die Hypothese ist die, dass es zwar eine tiefe Beziehung gibt zwischen den Wörtern und dem, was man macht, aber nicht, dass sich die Handlung in Form eines großen, rationalen Diskurses offenbart.

L. Mondada: Die Indexikalität des Sprechens – oder der Handlung – und ihrer Rationalität sollte nie vergessen werden. Die Rationalität ist wie die Rationalisierungen, für alle praktischen Zwecke, an die Zufälligkeiten der laufenden Handlung angepasst – und das macht ihre Wirksamkeit aus. Wenn man diese indexikale Dimension nicht berücksichtigt, riskiert man, die Akteure wie *judgmental dopes*, wie Beurteilungstrottel, zu behandeln. Das öffnet dem Soziologen die Tür, der ihren Diskurs nur deshalb als inkohärent und irrational anklagt, um besser behaupten zu können, dass nur er allein wisse, was in ihren Köpfen vorgehe. Das Ergebnis ist dann, dass das Sprechen, die Sprechweise der Akteure in Verruf kommt, was anschließend erlaubt, exogene Theorien auf ihre Handlungen zu projizieren.

M. Akrich: Ich glaube, dass wir zu sehr in die andere Richtung gegangen sind. Um dieser Idee vom Soziologen, der weiß, was die Leute im Kopf haben, zu entkommen, haben wir den Akteur über-rehabilitiert, indem wir ihm eine große Rationalität und Kohärenz verliehen haben. Dies hat manchmal – bei bestimmten Forschern – zu der extremen Auffassung und Aussage geführt, dass die Akteure interessanter sind, je mehr sie imstande sind, einen rationalen, artikulierten Diskurs zu produzieren.

A. Hennion: Die Formulierung „Was trauen wir den Akteuren zu?“ ist eine gute Formulierung. Die Hypothese, die dahinter steckt, ist prä-moralisch: Sie erkennt nur an, dass es eine Fähigkeit gibt, davon zu sprechen, was man macht – das setzt überhaupt nicht voraus, dass dieses Sprechen besonders rational sei, aber es ist auch nicht willkürlich. Man muss dieses Vermögen der Akteure, das zugleich ein Guthaben für die Forschung ist, nicht durch die Formulierung „Je mehr sie plaudern, desto interessanter sind sie“ ersetzen: Es gibt Arten, nicht zu sprechen oder selbst zu lügen, die sehr interessant sind. Wenn man zum Beispiel Politiker befragt, die geübt darin sind, nicht zu sagen, was sie denken, ergeben unsere Interviewmethoden nichts. Das sagte auch Bruno Latour, nachdem er zum Beispiel den *Conseil d'Etat* (vgl. Latour 2002), den Staatsrat, untersucht hatte.

Das ist besonders der Fall bei denjenigen Kontexten, in denen es auf die öffentliche Handhabung des Diskurses und der Verhaltensweisen ankommt.

V. Rabeharisoa: Ein anderer Ausweg besteht darin, nicht nur die Akteure zu bevorzugen, die imstande sind, ihre Worte, ihr Sprechen und ihre moralische Haltung aneinander anzugleichen, sondern sich auch für diejenigen zu interessieren, die sich dieselben Fragen nach dem Abweichenden stellen wie wir. Es gibt eine Ambiguität, was die Art der Abweichung, der Unterschiedlichkeit gegenüber dem Üblichen, dem Erwarteten betrifft, die wir im Forschungsfeld zu finden hoffen. Wir suchen Überraschungen im Forschungsfeld, die reizvoll sind. In meinen aktuellen Felderfahrungen sind die Akteure, die mir *gelungene* Überraschungen bieten, d.h. Unterschiedlichkeiten gegenüber dem Üblichen bzw. Abweichungen von ihm, die bewirken, dass ich mich dem Feld verbunden fühle, die Leute, die passioniert sind und die sich ständig in Gefahr bringen. Zum Beispiel sind die Psychiater und die Genetiker, die ich sehe, in ihrem Reden nicht unbedingt weitschweifig, aber sie sind ständig in Gefahr – in professioneller Hinsicht, in Hinblick auf ihre Kenntnisse oder angesichts der möglichen Kritik und Klagen der Familien der Patienten –, und das schafft abweichende Ereignisse, die für eine Soziologin sehr interessant sind, die sich ja selber in einer prekären Lage befindet.

A. Hennion: Andererseits, und um auch genau das Gegenteil dieser letzteren Feststellungen in den Blick zu nehmen: Wären wir imstande, wäre es das wert, täten wir das: Akteure zu analysieren, von denen wir den Eindruck haben, dass sie sich gerade *nicht* dieselben Fragen stellen, wie wir sie uns stellen? Und zunächst einmal: gibt es das überhaupt? Weil dahinter natürlich ein Postulat über den Menschen steht.

M. Akrich: Als wir über den Rat in der Energiewirtschaft gearbeitet haben, weiß ich nicht, ob wir da sagen konnten, dass wir uns dieselben Fragen wie die Akteure dort stellten... Obwohl man sich natürlich oft zu guter Letzt, nachdem die Arbeit mit dem Feld und im Feld ihren Lauf genommen hat, dieselben Fragen stellt wie die Akteure. Oder vielleicht ist es eher so, dass die Begegnung zwischen den Forschern und den Akteuren zu einer gemeinsamen Frageausarbeitung führt; die Gesprächsmethode scheint für diesen Typ von Forschungsprozess besonders günstig zu sein.

L. Mondada: Man kann auch in Erwägung ziehen, dass es Fragen gibt, die aus dem Feld emergent auftauchen, die man sich so nicht vorgestellt hat und die man im Feld entdeckt – nicht auf naive Art, sondern indem man die Akteure ernst nimmt, damit sie uns zeigen, für welche Probleme sie sich interessieren und welche für sie Sinn ergeben. Und gerade das kann im maximalen Abstand zwischen all dem, was wir selber wissen, was wir selber mögen, was uns selber interessiert, und dem, was im Feld passiert, hergestellt werden. Wenn wir Feldforschung betreiben und nur Leute treffen, die uns auf Fragen zurückverweisen, die wir uns schon selber gestellt haben, ist das oft ein schlechtes Zeichen...

A. Hennion: In diesem Sinne sind die im Forschungsfeld erlebten Überraschungen ein gutes Maß für unsere Fähigkeit, die Akteure zu respektieren.

(Aus dem Französischen übersetzt von Florence Oloff)

Literatur

- Akrich, M.: L'intégration des technologies énergétiques dans les pays en voie de développement. Ecole des Mines – AFME 1986
- Akrich, M.: The De-scription of Technical Objects. In: Bijker, W./Law, J., (eds.): *Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change.* Cambridge/Mass. 1992, S. 205-224
- Akrich, M./Berg, M. (eds.): *Bodies on trial: Performances and Politics in Medecine and Biology.* London (im Druck)
- Akrich, M./Dodier, N. (eds.): *Les objets de la médecine (Sonderausgabe).* In: *Techniques & Culture*, n. 25-26, 1995
- Akrich, M./Pasveer, B.: *Comment la naissance vient aux femmes. Les techniques de l'accouchement en France et aux Pays-Bas.* Paris 1996
- Boltanski, L./Thévenot, L.: *De la justification: les économies de la grandeur,* Paris 1991
- Boullier, D./Charlier, C.: A chacun son Internet. Enquête sur des usagers ordinaires. In: *Réseaux*, Vol. 86, 1997, S. 159-181
- Boullier, D./Legrand, M.: *Les mots pour le faire. Conception des modes d'emploi.* Paris 1992
- Callon, M./Méadel, C./Rabeharisoa, V.: *L'économie des qualités.* In: *Politix*, 2000, S. 211-239
- Conein, B.: *Le travail comme activité située ou les objets comme sources d'information.* In: *Filmer le travail: recherche et réalisation,* Champs Visuels, Ed. de l'Harmattan, 1997, S. 47-59
- Conein, B./Jacopin, E.: *La planification dans l'action, les objets dans l'espace, les objets dans l'action.* In: *Raisons Pratiques*, 4, 1993, S. 59-84
- Dodier, N.: *Les hommes et les machines.* Paris 1995
- Fauquet, J. M./Hennion, A.: *La grandeur de Bach. L'amour de la musique en France au XIX^e siècle.* Paris 2000
- Garfinkel, H. (ed.): *Ethnomethodological Studies of Work.* New York 1986
- Garfinkel, H./Lynch, M./Livingston, E.: *The work of a discovering science construed with materials from the optically discovered pulsar.* In: *Philosophy of the Social Sciences*, 11, 1981, S. 131-158
- Gomart, E.: *Surprised by Methadone.* Paris 1999
- Gomart, É./Hennion, A.: *A Sociology of Attachment: Music Amateurs, Drug Users.* In: *Law, J./Hassard, J. (eds.): Actor Network Theory and After.* Oxford 1999, S. 220-247
- Goodwin, C.: *Action and embodiment within situated human interaction.* In: *Journal of Pragmatics*, 32, 2000, S. 1489-1522
- Heath, C./Luff, P.: *Technology in Action.* Cambridge 2000
- Hennion, A.: *La passion musicale. Une sociologie de la médiation.* Paris, Métailié, 1993
- Hennion, A.: *For a pragmatics of taste.* In: *Jacobs, M./Hanrahan, N. (eds.): The Blackwell Companion to the Sociology of Culture,* Oxford UK/Malden MA 2003
- Hennion, A./Gomart, E./Maisonneuve, S.: *Figures de l'amateur. Formes, objets et pratiques de l'amour de la musique aujourd'hui.* Paris 2000
- Hennion, A./Teil, G.: *Les protocoles du goût. Une sociologie positive des grands amateurs de musique.* In: *Regards croisés sur les pratiques culturelles,* O. Donnat dir., DEP/Ministère de la culture, Paris, La Documentation française, 2003, S. 63-82
- Hutchins, E.: *Cognition in the Wild.* Cambridge 1995
- Joseph, I./Boullier, D. et alii: *Gare du Nord, Mode d'emploi.* Paris, Plan Urbain – RATP – SNCF, 1994
- Kaufman, J.-C.: *La trame conjugale. Analyse du couple par le linge.* Paris 1997a
- Kaufman, J.-C.: *Le cœur à l'ouvrage. Théorie de l'action ménagère.* Paris 1997b
- Latour, B.: *La fabrique du droit: ethnographie du Conseil d'Etat.* Paris 2002
- Law, J./Hassard, J. (eds.): *Actor Network Theory and After.* Oxford 1999
- Lynch, M.: *Scientific Practice and Ordinary Action.* Cambridge. 1993
- Mondada, L.: *Working with video: how surgeons produce video records of their actions.* In: *Visual Studies*, 18, 1, 2003, S. 58-72.

-
- Norman, D. A.: *The Psychology of Everyday Things*. New York 1988
- Rabeharisoa, V.: Science, politique et grand public. La médiatisation du risque climatique. In: *Sciences de la société*, 41, 1997, S. 19-39
- Rabeharisoa, V.: Un nouveau modèle de relation entre les malades et la recherche médicale: le cas de l'association française contre les myopathies (AFM). In: *Nature, Sciences, Sociétés*, 9, 4, 2001, S. 17-37
- Rabeharisoa, V./Callon, M.: *Le pouvoir des malades. L'Association française contre les myopathies et la Recherche*. Paris 1999
- Rabeharisoa, V./Callon, M.: The involvement of patients in research activities supported by the French Muscular Dystrophy Association. In: Jasanoff, S., (ed.): *States of Knowledge. Science, Power, and Political Culture*. Chicago 2003, S. 234-253
- Strum, S.S./Latour, B.: Redefining the social link: from baboons to humans. In: *Social Science Information*, 26/4, 1987, S. 783-802
- Suchman, L.: *Plans and Situated Actions*. Cambridge 1987